

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

20. Jahrgang • Nr. 76 • April 2008



PESSACH 5768

Inhaltsverzeichnis

Klaus DAVIDOWICZ Seite 4	Pessach – Gedanken zu Freiheit und Befreiung
Naomi HOLEKOVÁ Seite 6	Das Jüdische Museum in Prag
Tina WALZER Seite 7	Die Spanische Synagoge in Prag
Julia URBANEK Seite 8	„ So Gott und Papa will“
Klaus DAVIDOWICZ Seite 24	Sigmund Freud und die Kabbala? Eine Spurensuche
Werner SULZGRUBER Seite 28	Aktion Kulturdenkmal Jüdischer Friedhof Wiener Neustadt Zur Geschichte des jüdischen Friedhofs in Wiener Neustadt
Lobsang GYALPO Seite 32	Eine Fahne für Tibet Die Ereignisse des 10. März 1959
Tina WALZER Seite 34	40 Jahre Steinmetz-Betrieb Schreiber in Wien Ein Gespräch mit Jiri Schreiber
Friedrich POLLERROSS Seite 37	Geistiger Aderlass. 1938 und die Wiener Kunstgeschichte
Arnold H. KAMMEL Seite 39	Annapolis: Hoffnung auf Frieden oder ein weiterer missglückter Vermittlungsversuch?
Evelyn ADUNKA Seite 42	Connections 2008 - Ein Bericht über den internationalen Kongress der European Region der World Union for Progressive Judaism
Naomi F. WONNENBERG Seite 46	Das Drei-Hasen-Symbol auf seinen Hakensprüngen durch die Kunstgeschichte
Ines SONDER Seite 50	Theodor Herzls Städtebauvisionen für Erez Israel
Eleonore LAPPIN Seite 54	Zwangsarbeit ungarischer Juden in Österreich 1944/45 und die Todesmärsche im Frühjahr 1945
IRIS MEDER Seite 62	„Ihr Platz ist in der Welt“ Fragmente zu Leben und Werk des Architekten Otto Bauer
Sylvia PERFLER Seite 70	Antisemitismus in der Slowakei
Bernd KUBISCH Seite 75	Indien - Friedliches Miteinander in Bombay: Wo auch Hindus und Moslems „Shalom“ sagen - Touristenansturm in der Paradesi Synagoge in Kerala
Seite 78 - 86	Buchrezensionen



Frohes Pessach Fest!



Sanitär | Heizung | Fliesen

ECK KG
IHR INSTALLATEUR

Gymnasiumstraße 32 | 1180 Wien | Tel: (01) 478 28 29, Fax: DW 30 | E-mail: office@eck.co.at | Internet: www.eck.co.at

Weinbau KARNER

Weinbau seit Generation

wünscht allen Lesern ein
friedvolles Pessachfest



**Obere Hauptstraße 56,
7100 Neusiedl am See
Tel.: +43(0)664/3550796
www.weinbau-karner.at**

**ERICH
HOHENBERGER**

*Bezirksvorsteher
Wien-Landstraße*

wünscht allen
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern
ein friedliches Pessachfest.

**Die Katholische Aktion
der Diözese St. Pölten**

*übermittelt allen
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern
die besten Wünsche zum
PESSACH-FEST!*

ROMAN FRÖHLICH
Präsident

Bischofsvikar Msgr.
WILFRIED KREUTH
Geistl. Assistent

DIPL.-GEOL. AXEL ISENBART
Generalsekretär

Der Bezirksvorsteher
des 20. Wiener Gemeindebezirkes

HANNES DERFLER (SPÖ)

wünscht allen
jüdischen Bürgern
zu Pessach alles Gute!

MODERNPOLITICS

POLITISCHE AKADEMIE DER ÖVP

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der **POLITISCHEN AKADEMIE**
wünschen ein schönes und
friedvolles Pessach-Fest

www.modernpolitics.at

**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für jüdische Geschichte
Österreichs
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
ein friedliches Pessachfest!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>



**Unser Ziel:
Sie schauen
sicher in die
Zukunft.**

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen
1010 Wien, Teinfaltstraße 7
Tel: 01/534 54/240, www.goedfsg.at



Die Spanische Synagoge in Prag



Tina WALZER

Die Spanische Synagoge in Prag wurde 1868 erbaut und erhielt ihren Namen nach ihrer Gestaltung im damals hochmodernen maurisch-orientalisierenden Stil. Sie diente als Tempel der Reformgemeinde Prags, die sich, dem Namen der Synagoge zum Trotz, zum überwiegenden Teil aus Aschkenasim zusammensetzte. In Prag, so wie in Wien, lebte immer nur eine kleine Gruppe sephardischer Juden.

Die 1837 gegründete Prager Reformgemeinde wuchs in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens sprunghaft an, sodass ihre Synagoge, das Gebäude der sogenannten Altschul, die vielen Gläubigen nicht mehr fassen konnte. Diese wurde 1867 zugunsten des Neubaues der Spanischen Synagoge demoliert. Die Altschul war die älteste Synagoge der Prager jüdischen Gemeinde des Mittelalters gewesen. Sie hatte ihren Namen im 13. Jahrhundert, nach der Erbauung der sogenannten Altneuschul erhalten und war 1835 an die Reformgemeinde übergeben worden. Nach dem Abriss der Altschul rückte die im Jahr 1275 erbaute Altneuschul an die Stelle der ältesten Synagoge Prags nach.

Der Auftrag zum Bau der Spanischen Synagoge wurde 1864 vergeben, und am 2. Mai 1868 wurde der fertiggestellte Bau eingeweiht. Der Entwurf zur Spanischen Synagoge stammt von einem der führenden Architekten Prags seiner Zeit, Ignatz Ullmann (1822–1897), die Zeichnung von seinem Kollegen Josef Niklas von Stöger (1817–1877). Der Bau wurde von Jan Belsky (1815–1880) ausgeführt und kostete 100.000 Gulden. Die Innenausstattung mit ihren Golddekors wurde von Antonín Baum (1830–1886) und Bedrich Münzberger (1846 – 1928) zwischen 1880 und 1882 entworfen.

Der Plan der Spanischen Synagoge zeigt einen quadratischen Grundriss, der Zentralbau wird von einer großen Kuppel überwölbt. An drei Seiten wird er von der Frauengalerie, die auf gusseisernen Säulen ruht, eingerahmt. Die Spanische Synagoge hatte insgesamt 500 Sitzplätze für Männer und 300 für Frauen.

Wie in den meisten Reformtempeln führte man auch in Prag den Gottesdienst mit Orgelmusik ein. Jüdische Organisten, die diese Aufgabe hätten erfüllen können gab es aber noch nicht, und so griff die Reformgemeinde auf christliche Organisten zurück. Der erste Organist der Reformgemeinde war Frantisek Skroup (1801 – 1862), der Komponist der tschechischen Nationalhymne. Von ihm wird gesagt, er habe die Hymne im Zuge seiner Dienste für die Reformgemeinde in der Synagoge komponiert.

1935 wurde im Süden der Spanischen Synagoge ein Gebäudekomplex im funktionalistischen Stil angebaut, mit Vestibül und einer Wintersynagoge im 1. Stock.

Der Raum der Wintersynagoge beherbergt heute die Dauerausstellung der Silberobjekte des Jüdischen Museums in Prag.

Bis zur Besetzung Prags durch NS-Deutschland stand die Spanische Synagoge im Eigentum der Prager jüdischen Gemeinde, dann wurde sie durch das NS-Regime enteignet. Ab 1941 diente die Spanische Synagoge als Depot für gestohlenen jüdisches Eigentum.

1945 wurde die Spanische Synagoge an die jüdische Gemeinde in Prag restituiert. Danach fanden bis 1948 dort wieder Gottesdienste statt. 1948 wurde die jüdische Gemeinde Prags durch das kommunistische Regime enteignet, die Spanische Synagoge übernahm der Staat.

1954 wurde die Spanische Synagoge in den Komplex des Jüdischen Museums Prag eingegliedert, 1962 eröffnete eine erste Dauerausstellung mit synagogalen Textilien.

1982 wurde die Spanische Synagoge wegen Baufälligkeit geschlossen.

Nach der Samtenen Revolution 1989 wurde die Spanische Synagoge im Jahr 1994 an die Föderation der tschechischen jüdischen Gemeinden restituiert. Zwischen 1995 und 1998 wurde das Gebäude komplett restauriert und am 25. November 1998 feierlich wiedereröffnet.

Heute wird die Spanische Synagoge durch das Jüdische Museum in Prag als Ausstellungsraum genutzt, hier wird die Geschichte der böhmischen jüdischen Gemeinden von der Industriellen Revolution bis zur Vernichtung dargestellt. Berührender Mittelpunkt der Dauerausstellung des Jüdischen Museums in Prag in der Spanischen Synagoge ist eine Sperrholzkiste, die bis zum Rand mit Tefillim, mit Gebetsriemen, angefüllt ist. Es sind die Gebetsriemen der vertriebenen und ermordeten böhmischen und mährischen Juden.

Laut Angaben des Museums wurden während der Zeit des Nationalsozialismus insgesamt mehr als 80.000 Juden aus Böhmen und Mähren ermordet, die 1939 innerhalb der Grenzen des „Protektorates Böhmen und Mähren“ gelebt hatten. 73.468 Personen waren nach Theresienstadt (tschech. Terezin) deportiert worden. Nur mehr 6.875 Juden konnten dort zu Kriegsende 1945 befreit werden. 6.152 Menschen waren in Theresienstadt umgekommen, aber 60.382 von Theresienstadt weiter nach Osten deportiert worden. Nur 291 Personen überlebten diese Massentransporte. Von den insgesamt 118.310 Juden, die per 15. 3. 1939 im „Protektorat Böhmen und Mähren“ gemeldet gewesen waren, gelang nur 26.000 die Flucht. Die Tefillim in der ausgestellten Kiste sind ein Mahnmal zum Gedenken an die Opfer: „Witnesses to the Prayers of the Murdered“, so das begleitende Schild. ■

Korngold von namhaften Musikerpersönlichkeiten aufgeführt: Bruno Walter, Wilhelm Furtwängler oder Richard Strauss gehörten zu seinen Interpreten. Der junge Korngold ließ seinem ersten Werk Klaviersonaten und eine Sinfonietta nachfolgen, 1916 erlangte er dann mit den Operneinakttern „Der Ring des Polykrates“ und „Violanta“ auch in München Bekanntheit. Die Kritiker waren fassungslos vor Begeisterung.

Der Einfluss des Vaters machte vieles einfacher, aber dem jungen Korngold wohl auch manchmal das Leben schwer: Die Meinungen von Kollegen und Experten über das neue Wunderkind waren geteilt – während die einen vom offensichtlichen Talent beeindruckt waren, lehnten die anderen Korngold junior wegen der allzu offensichtlichen Förderung durch den Vater ab. Amüsante Dokumente in der Ausstellung demonstrieren diese Ambivalenz in der Wiener Gesellschaft: etwa eine Karikatur, die einerseits den jungen Korngold zeigt, der in die Klaviertasten haut – andererseits Vater Korngold, der sich mit gleicher Inbrunst an

einem reichhaltigen Büffet vergeht. Oder jener überlieferte Dialog: „Sie spielen die Sonate vom jungen Korngold, ist sie dankbar? – Die Sonate nicht, aber der Vater!“ Eines war wohl mehr als Gerede: Wer sich weigerte, ein Korngold-Werk zu interpretieren, war sich einer vernichtenden Kritik des Vaters sicher. „Überblickt man Korngolds ganzes Leben, so möchte man freilich schon darüber nachdenken, ob ihm der Vater insgesamt mehr genützt oder mehr geschadet hat“, schreibt Otto Biba im Katalog der Ausstellung.

Der junge Korngold ließ sich – so scheint es – vom Gerede nicht beirren und knüpfte an seine ersten Erfolge an: 1920 gelang ihm mit „Die tote Stadt“ ein Welterfolg, die Oper wurde zur meistgespielten eines lebenden Komponisten und war ein Hit in den Opernhäusern Österreichs und Deutschlands.

Noch vor dem Krieg folgten „Das Wunder der Heliane“ und „Die Kathrin“ – das „Wunder der Heliane“ wurde zum letzten großen Opernerfolg Korngolds, mit dem er allerdings auch nicht an die Sensation der „Toten Stadt“ anknüpfen konnte. „Das Wunder der Heliane“ ist Korngolds ehrgeizigstes Werk – Julius Korngolds Intrigen und der „mitleidlose Zeitgeist“ verhinderten aber den großen Erfolg: Ernst Kreneks Jazzoper „Jonny spielt auf“ hatte etwa zur gleichen Zeit Premiere und eroberte die Welt im Sturm. In Wien entstand ein regelrechter Krieg zwischen den

Anhängern der beiden Opern – welch absurde Ausmaße das damals annahm, zeigt die Auswirkung auf das Alltagsleben: Die Austria Tabak-Regie brachte in dieser Zeit zwei Zigaretten auf den Markt: eine billige ohne Filter namens „Jonny“ und eine edle parfümierte namens „Heliane“. Noch ungewöhnlicher ist allerdings, dass antisemitische Organisationen begannen, mit dem Juden Julius Korngold gemeinsame Sache zu machen. Ein Propagandageflecht stellte „Jonny“ und Krenek als „jüdische Volksschädlinge“ hin, obwohl Krenek Katholik und nicht jüdischer Herkunft war.



*Erich Wolfgang Korngold mit seiner Frau Luzi und den Söhnen Ernst und Georg im Hotel St. Moritz, New York 1935
© Photofest*

So unerfreulich die Zeit der „Heliane“ wohl für Erich Korngold war, so sollte genau dieser von breiten melodischen Strömen und dissonanten, aber weich klingenden Akkorden geprägte spätromantische Stil Korngolds später Hollywood erobern und zu dessen spezifischem „Sound“ werden.

1924 heiratete Korngold Luzi Sonnenthal und begann sich in dieser Zeit vom Vater abzunabeln. Bei diesen Versuchen landete er in der Welt

der leichten Musik und der Operettenarrangements – Arbeiten, die ihn vom Vater finanziell unabhängig machten und ebenfalls unbewusst seinen Weg für seinen zweiten Lebensweg Hollywood ebneten.

Der internationale Erfolg dieser Arrangements erlaubte es den Korngolds, 1930 eine schöne Villa in der Sternwartestraße im 18. Wiener Gemeindebezirk zu erwerben. Zur tatsächlichen Heimat wurde dann das Familienrefugium Schloss Höselberg bei Gmunden. Dort konnte das Paar – in sicherer Entfernung zu den Eltern – Zeit mit seinen zwei Söhnen verbringen.

In jenen Jahren entstand die Freundschaft und Zusammenarbeit mit Max Reinhardt: Er war es dann auch, der Korngold 1934 erstmals in die Vereinigten Staaten holte. Korngold sollte Felix Mendelssohn Bartholdys „Sommernachtstraum“-Schauspielmusik für Reinhardts Shakespeare-Verfilmung arrangieren.

Luzi und Erich reisten im Oktober 1934 ab. Mit seinem Korngoldschen „Hollywood Sound“ hatte Erich schließlich wesentlich mehr Erfolg in den USA als Reinhardt, der sich in die Filmwelt nicht richtig einleben konnte.

Der ganz große Durchbruch für Korngold kam 1936: Für das Filmepos „Anthony Adverse“ komponierte er die Filmmusik, für die er den ersten von zwei Oscars erhielt.

Die Gedenktage dieses Jahres stellen aus meiner Sicht als Präsidentin des Nationalrates eine Chance dar – sie sollten unter anderem genutzt werden, um wiederholt auf die konkrete Rolle und Verantwortung von Politikerinnen und Politikern im Hinblick auf den Umgang mit Geschichte hinzuweisen.

Im Gedenkjahr 2008 sind es für mich daher nicht nur anlassbezogene Veranstaltungen und Reden, sondern auch die heute noch lebenden Opfer des Nationalsozialismus, die mit im Mittelpunkt des Gedenkens stehen müssen.

Pessach ist das Fest des Aufbruchs und der Befreiung – lassen Sie uns weiterhin an einer Zukunft bauen, die ein demokratisches, tolerantes und friedvolles Zusammenleben der Menschen in unserem Land sichern.

In diesem Sinne möchte ich allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs meine besten Wünsche zum Pessach-Fest übermitteln.



Mag.^a Barbara Prammer
Präsidentin des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH
Nationalrat
Die Präsidentin



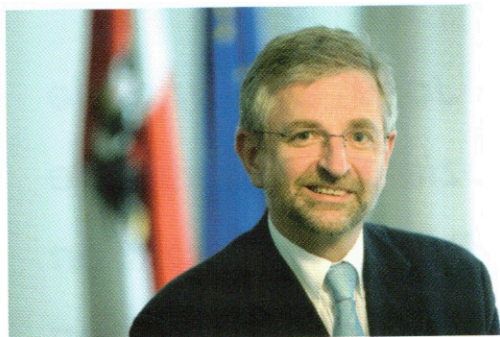
Verehrte Angehörige der jüdischen Gemeinde, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Ich wünsche den Lesern der Kulturzeitschrift DAVID ein friedvolles Pessach-Fest und darf diese Wünsche mit meinem Dank an die Gestalter dieser Zeitschrift verbinden. Seit fast zwei Jahrzehnten bereichern sie die österreichische Zeitungslandschaft mit ihrem Medium und bringen so auch Nicht-Angehörigen der jüdischen Gemeinde die Geschichte und Kultur der Juden in Österreich näher.

Heute vor 75 Jahren kamen in Deutschland Kräfte an die Macht, die fünf Jahre später auch Österreich besetzten und in weiterer Folge die Menschheit in eine der größten Katastrophen ihrer Geschichte stürzten. Sie verfolgten das Ziel, das jüdische Volk und dessen Kultur auszulöschen. Das soll uns zum heurigen Pessach-Fest als Mahnung dienen. Als Mahnung, dass die gegenseitige Anerkennung und der Respekt vor dem anderen die Grundlage jedes friedlichen Miteinander sind.

In diesem Sinne hoffe ich, dass wir mit jedem neuen Pessach-Fest dem Traum einer friedlichen Welt gemeinsam ein Stück näher kommen!

Dr. Michael Spindelegger
Zweiter Präsident des Nationalrates



Zum bevorstehenden Pessach-Fest übermittle ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern, vor allem aber den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID, meine besten Grüße und Wünsche.

Dieses Fest soll in einer Zeit, in der friedvolles Miteinander keine Selbstverständlichkeit ist, ein Zeichen für Gemeinsamkeit, Hoffnung und Zuversicht sein.

W. Molterer

**Herzlichst, Ihr Wilhelm Molterer,
Vizekanzler und Bundesminister
für Finanzen**



Zum bevorstehenden Pessach-Fest
übermittle ich
allen Bürgerinnen und Bürgern,
vor allem aber den Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID,
meine besten Grüße und Wünsche.

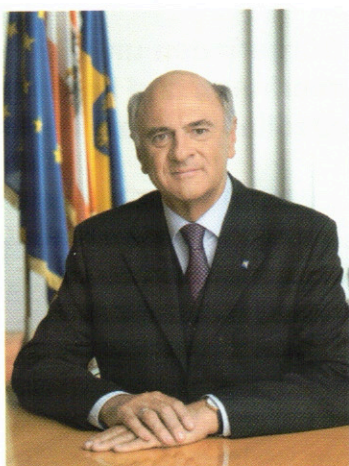
Klubobmann Dr. Wolfgang Schüssel

Zum bevorstehenden Pessach-Fest - dem Fest der Erlösung und des Aufbruchs - möchte ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünsche übermitteln. Mögen Sie dieses Fest in der Hoffnung auf eine erfüllte und frohe Zeit feiern.

CHAG PESSACH SAMEACH !



Dr. Ursula Plassnik
Außenministerin



Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll

Als Landeshauptmann von Niederösterreich möchte ich allen jüdischen Mitbürgern auch zum diesjährigen Pessachfest meine besten Grüße übermitteln und alles Gute wünschen. Das Pessachfest als eines der höchsten Feste des Judentums soll uns wieder einmal bewusst machen, dass das gemeinsame Europa nur dann Zukunft hat, wenn wir gemeinsam mit aller Kraft für Friede, Freiheit und vor allem für gelebtes Miteinander eintreten. Die Zeitschrift DAVID trägt mit seiner Kulturarbeit nicht nur zum besseren Verständnis der jüdischen Geschichte und Volkskunde bei, sondern leistet damit auch einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung. Und dafür möchte ich ganz aufrichtig danken und weiterhin viel Erfolg wünschen!

Erwin Pröll



Verehrte Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens!

Aus Anlass des Pessach-Festes möchte ich Ihnen, Ihren Familien und Freunden an dieser Stelle nur das Beste wünschen. Das jüdische Pessach-Fest erinnert ja an die biblische Geschichte des Auszugs aus Ägypten, also der Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei. Vielleicht sollten wir alle diese Zeit dazu nützen, um uns über die Tatsache Gedanken zu machen, dass es auch in unserer Zeit noch immer viele unterdrückte Menschen gibt. Gerade die Geschichte des Judentums kennt viele Beispiele für die Grausamkeit, die Intoleranz und die Engstirnigkeit der Menschen. Das Gute im Menschen setzt sich nicht immer durch. Wachsamkeit von uns allen ist immer

gefragt. Denn wenn das Gute vor dem Bösen die Augen verschließt, wird sich das Böse durchsetzen.

Lassen Sie uns also auch weiterhin gemeinsam für das Gute in der Welt unsere Stimmen erheben.

Mit freundlichen Grüßen und den besten Wünschen

NR-Präs. i.R. Dr. Andreas Khol
Bundesobmann des Österreichischen Seniorenbundes.



VzBgmIn. Grete Laska



StRin Sandra Frauenberger



StRin Mag^a. Sonja Wehsely



StRin Mag^a. Ulli Sima



Bgm. Dr. Michael Häupl

*Wir wünschen
allen jüdischen
Bürgern und Bürgerinnen
in unserem Lande
und allen Lesern des DAVID
ein schönes Pessachfest*



VzBgmIn. Mag^a. Renate Brauner



StR Dr. Michael Ludwig



StR DI Rudolf Schicker



StR Dr. Andreas Mailath-Pokorny

Gouverneur
Dr. Klaus Liebscher

wünscht den Leserinnen und Lesern des DAVID und der jüdischen Gemeinde in Österreich ein schönes Pessach-Fest.



OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
Eurosystem



Verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger jüdischen Glaubens, liebe Leserinnen und Leser!

Das erste unter den in der Bibel genannten großen jüdischen Festen ist wohl auch eines der bedeutendsten, wird doch mit der Familie zum Pessach-Fest der Auszug der Kinder Israels aus dem ägyptischen "Sklavenhaus" gefeiert. Dieser Tag soll daran erinnern, wie wichtig es ist, den Kampf für die Freiheit in jeder Generation fortzusetzen. Und Pessach war und ist ein Familienfest. Nachdem das Haus vollständig gereinigt ist, beendet der Familienvater am Abend des 14. Nissan die Zeremonie der Reinigung von allem sichtbaren und nicht sichtbaren Gesäuerten, indem er mit allen anwesenden Kindern symbolisch in jedem Zimmer des Hauses im Licht einer Kerze nach dem letzten Krümel Sauerteig sucht.

Pessach und Ostern stützen sich auf ein gemeinsames Erbe, interpretieren es aber in unterschiedlicher Weise. In kirchlicher Katechese gelten heute diese beiden Feste oft als Beispiel, die jüdische Herkunft des Christentums zu verdeutlichen. Der Sederabend, den auch ein junger Rabbiner mit Namen Jesus von Nazareth vor 2000 Jahren feierte, erinnert an die Geschichte der Flucht aus Ägypten und an die Zehn Plagen, die über das Land hereinbrachen. Im Neuen Testament sind Reisen Jesu zum Pessachfest erwähnt. An diese Überlieferung knüpft das Osterfest an. Pessach und Ostern sind also verschiedene Feste mit einer gemeinsamen Tradition.

In dieser spirituellen Verbundenheit wünsche ich Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Pessach-Fest.

Chag Sameach!

Dr. Reinhold Lopatka
Sportstaatssekretär



Ich darf auf diesem Wege allen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Österreichs und allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift David beste Grüße zum Pessachfest übermitteln!

Werner Faymann

Bundesminister für Verkehr, Innovation und Technologie



Bundesministerium
für Verkehr,
Innovation und Technologie



Ich wünsche den Leser/innen der Kulturzeitschrift DAVID ein friedvolles Pessachfest mit Familie und Freunden und freue mich, dass damit die Erinnerungen an die Geschichte von Generation zu Generation weiter gegeben und Identität und Zusammenhalt bewahrt werden.

Dr. Johannes Hahn

Bundesminister für Wissenschaft und Forschung



Zum bevorstehenden Pessach-Fest 5768 wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!

Dieses Fest soll ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

CHAG PESSACH SAMEACH!

**Erster Landeshauptmann-
Stellvertreter der Steiermark
Hermann Schützenhöfer**



Zum Pessachfest übermittle ich der jüdischen Gemeinde in Österreich meine besten Wünsche!

Dr. HERBERT SAUSGRUBER

Landeshauptmann von Vorarlberg



Ich möchte meinen jüdischen Mitbürgern in Österreich und in ganz Europa ein besinnliches Pessachfest wünschen. Möge dieses Fest der Erlösung und des Aufbruchs für Sie vor allem ein Fest der Hoffnung auf eine erfüllte und friedliche Zukunft sein!

CHAG PESSACH SAMEACH!

Dr. Benita Ferrero-Waldner
EU-Kommissarin für Außenbeziehungen und Europäische Nachbarschaftspolitik

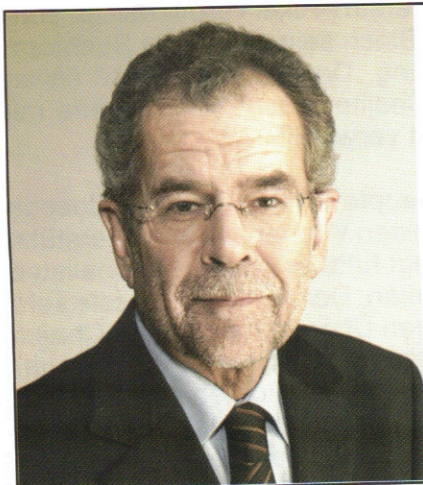


Brigitte Jank
Obfrau des Wiener
Wirtschaftsbundes
Präsidentin der
Wirtschaftskammer Wien

Namens des
Wirtschaftsbundes Wien
wünsche ich der jüdischen Gemeinde
der Bundeshauptstadt
ein friedvolles Pessach-Fest.



Wirtschaftsbund Wien
1010 Wien, Falkestraße 3 • Tel. (01) 512 76 31 • Fax-DW 34
office@wirtschaftsbund-wien.at
www.wirtschaftsbund-wien.at
www.b2bnetwork.at



DIE GRÜNEN

„Zum bevorstehenden Pessach-Fest übermittle ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern meine persönlichen Glückwünsche. Auch im Namen des Grünen Parlamentsklubs wünsche ich Ihnen frohe Festtage“.

Prof. Alexander Van der Bellen
www.gruene.at Klubobmann des Grünen Klubs im Parlament

Bloch erzählt nun, dass ihn Vital nicht besonders gefesselt und er nach dem Tod Joseph Blochs die Übersetzungsarbeit liegen gelassen habe. Mit welchem Werk aus dem umfangreichen Oeuvre Chajim Vitals hatte sich Bloch beschäftigt? Es war nicht, wie man annehmen könnte, eine der zentralen kabbalistischen Arbeiten Vitals, sondern das hebräischsprachige „Buch der Visionen“, seine spirituellen Lebenserinnerungen und Träume. Eine gekürzte und überarbeitete hebräische Version dieses Textes wurde 1826 unter dem Titel „Zum Lob des Rabbi Chajim Vital“ veröffentlicht. Diese Fassung zog Chajim Bloch für seine deutsche Übersetzung heran. Allerdings bekam er angeblich ein schlechtes Gewissen, dass er dem Wunsch des verstorbenen Mentors Joseph Bloch nicht nachgekommen war, und einen fürchterlichen Angsttraum. In diesem sei ihm Joseph Bloch erschienen und habe nachgefragt, warum er seine Arbeit zu Chajim Vital nicht beende. Von diesem nächtlichen Besuch schockiert vollendete Chajim Bloch schließlich doch seine Übersetzung.

Nachdem seine Arbeit abgeschlossen war, habe er sich auf die Suche gemacht, um jemandem zu finden, der ihm ein Vorwort dazu verfassen und ihm auch bei der Veröffentlichung des Textes helfen könne. Da das „Buch der Visionen“ auch von Träumen Vitals handelt, habe Bloch an Sigmund Freud gedacht und ihn aufgesucht:

„Freud, sagte Chajim Bloch, war außer sich vor Aufregung, als er das Manuskript las. ‚Das ist Gold‘, sagte Freud, und fragte, warum ihm noch niemand auf die Werke Chajim Vitals aufmerksam gemacht hätte. Er willigte ein, das Vorwort zu schreiben und sagte auch zu, bei der Veröffentlichung behilflich zu sein. Dann wandte sich Freud Bloch zu und erzählte ihm, dass er auch ein Buch über das Judentum geschrieben hätte und holte das Manuskript von ‚Moses und dem Monotheismus‘ hervor. Bloch war offen bestürzt. ‚Antisemiten‘, sagte er, ‚beschuldigen uns, den Begründer des Christentums ermordet zu haben. Nun fügt ein Jude hinzu, dass wir auch den Begründer des Judentums ermordet haben. Sie bauen eine Falle für das jüdische Volk.‘ Und weiter: ‚Haben Sie die Geburts- und Sterbeakten des antiken Ägypten studiert und Beweise dafür gefunden, dass Moses ein Ägypter war und die Juden ihn umgebracht haben?‘ Freud war erbost über Bloch und sagte ihm, dass er nichts mehr mit ihm und seiner Arbeit zu Chajim Vital zu tun haben wolle und verließ erzürnt das Zimmer.“⁹

Diese Unterredung hatte Bakan auch im „Commentary“ (January 1960), und Bloch selbst daraufhin als „An Encounter with Freud“ (Bitzaron, November 1960) veröffentlicht.

Bloch stellte fest, der „Mann Moses“ sei auf einem Papier geschrieben, dass seinem eigenen Manuskript-Papier ähnelte. Sekundenlang sei er versucht gewesen, die Manuskripte zu vertauschen,

um so dem „Mann Moses“ ein verfrühtes Ende zu beschern. In Freuds Arbeitszimmer habe Bloch auch einige deutschsprachige Bücher zur Kabbala und eine französische Zohar-Übersetzung entdeckt. Dies ist besonders für Bakan erwähnenswert, da er in seiner Studie Zitate aus dem Zohar Freud gegenüberstellt. Da diese Werke in der erhaltenen Freud-Bibliothek heute nicht mehr vorhanden sind, ist es fraglich, welche Zohar-Übersetzung Freud gekannt haben mag. Es gab damals nur die französische Übersetzung von Jean de Pauly (Paris 1906-1912) und die französische Anthologie von Edmond Fleg (Paris 1925). Aber was heißt „damals“? Wann fand dieses seltsame Gespräch – wenn überhaupt – statt?

Da Joseph Bloch 1923 verstorben war und das Vital-Buch von Chajim Bloch unter dem Titel „Lebenserinnerungen des Kabbalisten Vital“ 1927 im Wiener Vernay-Verlag erschien, kommt nur die Zeit zwischen 1923 und 1927 in Betracht. Leider haben sich offensichtlich weder Bakan noch Drob die Mühe gemacht, das Erscheinungsdatum des Bloch-Manuskriptes in Erfahrung zu bringen. Wie beide sicherlich wussten, war zu diesem Zeitpunkt der „Mann Moses“ weit davon entfernt, ein fertiges Manuskript zu sein, auch wenn Freud das Thema Moses, wie er am 6. Januar 1935 an Lou Andreas-Salomé schrieb, sein ganzes Leben lang verfolgte:

„Er begann mit der Arbeit an *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* im Sommer 1934, hielt sie aber mehr oder weniger geheim. Er sprach zu Ettington?? [Eitingon; Anm. d. Verf.] davon und zu Arnold Zweig. Gegen Ende des Jahres berichtete Anna Freud Lou Andreas-Salomé, dass ihr Vater im Sommer eine ‚besondere Arbeit‘ vollendet habe, sagte aber nichts über deren Inhalt.“¹⁰

Yerushalmi hat diese hier erwähnte ursprüngliche Fassung analysiert und sie auf den 9. August 1934 datiert. Erst fünf Jahre später, im Exil, sollte Freud den überarbeiten „Mann Moses“ veröffentlichen. Wie kann es dann möglich sein, dass Chajim Bloch vor 1927 ein fertiges (!) Manuskript auf Freuds Schreibtisch in Wien sah? Wie kam Freud dazu, mit dem ihm wildfremden Bloch überhaupt über den „Mann Moses“ zu sprechen? Wie ernst kann man dann überhaupt die Erwähnung Blochs nehmen, dass kabbalistische Texte in Freuds Bibliothek vorhanden waren? Und wieso sollte Bloch seine Übersetzung von Chajim Vital plötzlich gestoppt haben? 1925 hatte er in Leipzig die deutsche Übersetzung der hebräischsprachigen Hagiographie zu Isaak Luria „Shivhe ha-Ari“ (Zum Lob des Ari) unter dem Titel „Kabbalistische Sagen“ veröffentlicht. Dazu passt es nur, wenn er danach die Träume und Visionen des wichtigsten Schüler Lurias, Chajim Vital, die „Shivhe Chajim Vital“ (Zum Lob des Chajim Vital) veröffentlichte. So schön Blochs Nacherzählungen mitunter formuliert sind, so muss

Leserbrief

Ich gratuliere Ihnen zum hervorragenden und mutigen Artikel zum Thema „Linksradikalismus in Israel“ von Stephan Grigat in Ihrer Zeitschrift.

Dazu darf ich noch einiges ergänzen: Der linke Antisemitismus ist kein neues Phänomen, wie die Geschichte aller kommunistischer Staaten ganz deutlich zeigt. Da es heute manchmal schwierig ist Juden frontal anzugreifen, beschimpft man Israel und den Zionismus, meint aber oftmals „DIE JUDEN“.

Natürlich ist es gestattet, ja erwünscht Fehler (auch Untaten) von Regierungen aufzuzeigen, zu kritisieren. Das gilt auch für Israel! Wer Israel offen (aber fair) kritisiert, ist nicht automatisch ein Antisemit. Doch es existieren einige Kriterien zur Erkennung des antisemitischen Antizionismus.

Diese Kriterien sind:

1. Verneinung des Anspruchs von Juden auf nationale Selbstbestimmung (das einzige Volk der Welt, dem diese Selbstverständlichkeit verweigert wird), und damit die Leugnung des Existenzrechts des Staates Israel. Doch gerade dieses Existenzrecht wird (trotz der eindeutigen Anerkennung dieses Rechtes durch die UNO im Jahre 1947) von vielen Linken, Rechten und Islamisten hartnäckig geleugnet. Dazu zählt auch die Leugnung der religiösen, kulturellen und physischen Verbindung des Judentums zum Land Israel (Zion).
2. Unhaltbare Vergleiche der Handlungen Israels mit den Verbrechen der Nazis.
3. Antijudaistische Bezüge zum „Gott der Rache“ (des „Alten Testaments“). Wobei die unsinnige Platitüde von „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ immer dann bemüht wird, wenn sich Israel mit Waffengewalt gegen den Terror von außen zur Wehr setzt.
4. Negierung des Holocaust (vorwiegend durch Rechtsradikale und Islamisten).
5. Völlige Blindheit auf einem Auge Israel gegenüber. Alle Kritik der Welt wird auf Israel fokussiert, während man auf diverse Verbrechen, die in allen Weltgegenden ständig geschehen, völlig vergißt (Tibet, Tschetschenien, Darfour etc.).

Um es nochmals klar und deutlich zu sagen: eine faire, wohlgemeinte und ausgewogene Kritik an der jetzigen Regierung Israels (und auch Kritik an den Handlungen und Taten vergangener Regierungen) ist durchaus legitim. Doch die unausgewogene, haßerfüllte, oft ideologisch motivierte Kritik Israels (und der Juden weltweit) sollte von jedem anständigen Menschen strikt abgelehnt werden.

Dr. Theodor Much

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,
Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at
Werbeanfragen: Markus Seyser, Tel.: +43/681/106 25191

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,
IBAN: AT05201131005151078,
SWIFT-Code: GIBAATWW,
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,
IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RLNWATWW,
Deutschland: HYPO Vereinsbank,
Konto: 5349214, BLZ: 70020270,

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin,
Redaktion: Mag. Gustav C. Gressel, Evelyn Ebrahim Nahooray, Dr. Felix Schneider, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Gabriele Anderl,
a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,
Mag. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,
Dr. Pierre Genée,
Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Dana Claudia Grigorcea,
Univ.-Assistent Dr. Markus Ladstätter,
Mag. Lydia Ladurner,
DI Isabella Marboe, Turgut Mermertas,
Mag. Gerhard Milchram,
Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,
Markus Seyser, Dr. Claus Stephani,
Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:
DAVID - Jüdischer Kulturverein: A-2490 Ebenfurth,
Rathausstr. 20.

Vorstand:

Präsident: Ilan Beresin, **Stv.:** Mag. Dr. Alfred Gerstl,
Kassier: Gerhard Zirbs, **Kassier-Stv.:** Turgut Mermertas
Schriftführerin: Evelyn Ebrahim Nahooray, **Schriftführerin-Stv.:** Mag. Tina Walzer, **Rechnungsprüfer:**
Mag. Dr. Gerald Gneist

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:

Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manuskripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.

Bis 1938 wurden an diesem Ort über 250 Personen bestattet. Obgleich 1938 zahlreiche jüdische Friedhöfe in Österreich geschändet, demoliert und zerstört wurden, blieb der jüdische Friedhof in Wiener Neustadt unangetastet und wurde von den Nationalsozialisten nicht zerstört. 1940 erwarb die Stadtgemeinde den Friedhof. Trotz der massiven Bombardierung der Rüstungsstadt im Zweiten Weltkrieg blieb das Areal, das im Industriegebiet der Stadtgemeinde lag, fast unbeschädigt.

Nach dem Krieg kam es zu keiner Neukonstituierung der IKG, wenige jüdische Einwohner hatten überlebt und nur vereinzelt kehrten sie in die Stadt zurück. 1952, als die Synagoge am Baumkirchnerring abgetragen wurde, erfolgte die Rückstellung des jüdischen Friedhofs.

In den späten 80er Jahren entbrannte eine politische Diskussion über die Begräbnisstätte. Der Zustand des Areals wurde als „bedenklich“ eingestuft. In den „Wiener Neustädter Nachrichten“ hieß es damals zum Beispiel: „Leider sind heute viele der Grabsteine umgestürzt, Steinfraß und Umweltverschmutzung tragen das Ihre dazu bei, die Inschriften der Grabtafeln für immer verschwinden zu lassen. Manche der Grabsteine sind unter Gestrüpp und hohem Unkraut überhaupt nicht mehr auszumachen.“ In den Zeitungen war vom „vergessenen Friedhof“ und „total vernachlässigten Judenfriedhof“ die Rede.

Zur Situation des jüdischen Friedhofs

Die Stadtgemeinde Wiener Neustadt ist heute keineswegs untätig, sondern bemüht sich durchaus um eine Mindestpflege des Friedhofs. So wird beispielsweise in regelmäßigen Abständen die Wiesenfläche gemäht und Laub weggeführt.

Doch Begehungen im Winter 2006 und im Frühjahr 2007 zeigten, dass Handlungsbedarf besteht: Die gesamten Randzonen des Areals (konkret die Süd-, West- und Nordseite) waren von massiven Verwüchsen und Wildwuchs gekennzeichnet. Größere Mengen Plastik, Glasflaschen und anderer Müll befanden sich auf dem Gelände. Unter anderem wurden (und werden) bedenkenlos und kontinuierlich Abfälle über die Mauer des Friedhofs geworfen und die Fenster des Gärtnerhauses von Vandalen beschädigt. Die alte Einfriedungsmauer zeigt an einigen Stellen massive Auflösungserscheinungen, ganze Befestigungselemente fallen heraus.

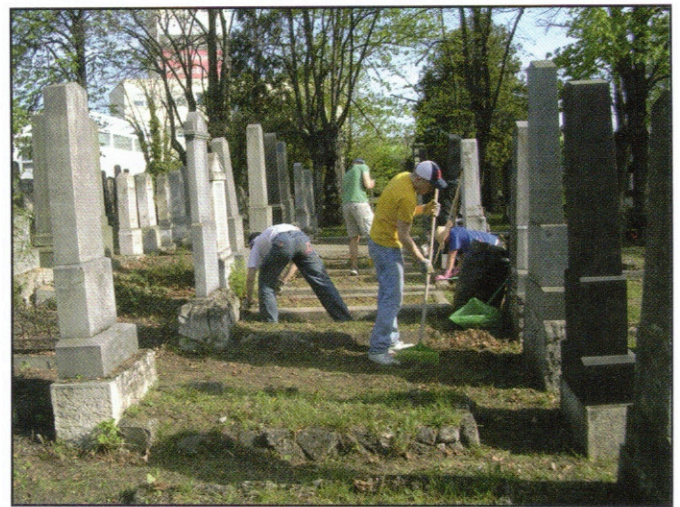
Zweifelloos würden für eine umfassende Sanierung, die den Baumbestand, die Grabstellen, alle Gebäude und die Einfriedung mit einschließen müsste und in größerem Maßstab notwendig ist, enorme Geldsummen benötigt werden, die von der Stadtgemeinde allein nicht aufgebracht werden können.

Die Idee einer ersten Aktion und ihre Umsetzung

In Anbetracht der Sachlage und im Bestreben, eine Veränderung des Ist-Zustandes herbeizuführen, wurde vom Autor die „Aktion Kulturdenkmal Jüdischer Friedhof“ (AKJF Wiener Neustadt) initiiert:

Auf Basis eines Schulprojektes sollten sich Schüler aktiv für dieses wichtige Kulturdenkmal engagieren. Es galt vor allem eine Freimachung und Reinigung des Areals und der Grabstellen durchzuführen.

In diesem Kontext muss klargestellt werden, dass es in Österreich immer wieder Schulprojekte gibt, wo Schüler auf Friedhöfen Efeu und Verwuchs zurückschneiden. In Wiener Neustadt hatte es ein solches Projekt bislang noch nie gegeben. Für Wiener Neustadt hätte eine symbolische, oberflächliche Behandlung allerdings nicht genügt, weshalb eine nachhaltigere, intensive Vorgangsweise versucht werden musste, die jedoch nur mit Unterstützung von Profis erfolgen konnte. Nach dem Einholen aller Bewilligungen, der Klärung der rechtlichen Rahmenbedingungen, dem Informieren aller Verantwortlichen, der Terminfestlegung und der Abstimmungen des zeitlichen Rahmens wurde mit der Detailorganisation begonnen.



Kehrarbeiten eines Teams im südlichen Mittelteil des Friedhofes. Foto: Werner Sulzgruber

Zentral für das Gelingen eines Projekts dieser Dimension waren zum einen die Bereitschaft von Personen, praktisch tätig zu werden, und die Kooperation von Institutionen und Fachleuten, die den Planungs- und Arbeitsprozess professionell unterstützen konnten, sowie zum anderen die Einbindung von Sponsoren, die finanzielle Hilfe geben wollten. Entsprechender Stellenwert wurde dem Grundsatz eingeräumt, dass dieses Projekt, im Speziellen der „Aktionstag“, nur von Schülern der Oberstufe und nur von Freiwilligen durchgeführt werden sollte. Schließlich galt es körperlich anstrengende Arbeit zu leisten und alle Teilnehmer sollten auch selbst davon überzeugt sein, was sie tun. Freiwilligkeit und die innere Bereitschaft für die Sache – das Bewusstsein, warum man es macht – waren äußerst wichtig.

Im März 2007 meldeten sich dann fast 60 Schüler und Schülerinnen des BRG Gröhrmühlgasse 27 (Klassen 6.A, 7.B, 7.C, 8.B und 8.C). Mit dem 11. April 2007 wurde in jenen Klassen, wo Schüler an dem Projekt teilnehmen wollten, ein projektorientierter Unterricht begonnen. Im Unterrichtsgegenstand „Geschichte, Sozialkunde und politische Bildung“ setzten sich die

lich einsetzen, so bleibt es dennoch nicht mehr als eine symbolische Handlung, solange nicht konkret Gelder investiert werden, um den Verfall des Friedhofs mit seinen Grabsteinen und Inschriften zu stoppen, und nicht jene zusätzlich notwendige Arbeit geleistet wird, die Jugendliche nicht mehr zu leisten vermögen. Idealismus allein genügt nicht. Es braucht finanzielle Unterstützung und den Willen aller Verantwortlichen, hier tatsächlich längerfristig den Erhalt dieses wertvollen Kulturgutes zu sichern.

Mag. Dr. Werner Sulzgruber ist AHS-Lehrer am BRG Gröhrmühlgasse Wiener Neustadt (Deutsch, Geschichte, Psychologie, Philosophie), Referent an der Fachhochschule Wiener Neustadt und Buchautor. Als Historiker hat er sich auf die zeitgeschichtliche Stadt- und Regionalgeschichte Wiener Neustadts spezialisiert und arbeitet zurzeit an der Erforschung jüdischer Personen- und Familiengeschichten, der Geschichte des Sprengels der IKG Wiener Neustadt und der Zeit des Nationalsozialismus. ■

Initiative, Konzept und Gesamtorganisation

Mag. Dr. Werner Sulzgruber
Aktion Kulturdenkmal Jüdischer Friedhof
Wiener Neustadt (AKJF)
Anfragen: su@brgg.at

Alles Gute zum Pessachfest, dem Fest der Freiheit!



Dipl.-Ing. Erich Haider
Landeshauptmann-Stv. von Oberösterreich

„Das Pessachfest, das Erntedankfest, erinnert an den Auszug der Israeliten aus Ägypten, an die Befreiung aus Sklaverei und Unterdrückung.

Und dieses Fest soll uns alle mahnen, wie wichtig es ist, den Kampf für die Freiheit in jeder Generation fortzusetzen.

Nehmen wir alle daher das Pessachfest zum Anlass, weiterhin an einer Welt zu arbeiten, in der die Menschen miteinander in Frieden und Freiheit leben können.“

Sehen

Durchsichtsregister
Das Druckdetail ergänzt sich in der Durchsicht zur ganzen Wertzahl.



Wasserzeichen
In der Durchsicht erscheint sowohl ein Architekturdetail als auch die Wertzahl.

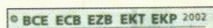


Sicherheitsfaden
In der Durchsicht wird eine dunkle Linie sichtbar.



Fühlen

Papier
Das Papier fühlt sich griffig und fest an. Einige Teile auf der Vorderseite sind im Tiefdruckverfahren gedruckt, das ein fühlbares Relief erzeugt.



Kippen

Hologramm (Folienelement)
Beim Kippen der Banknote erscheint als Hologramm je nach Betrachtungswinkel ein Architekturdetail oder die Wertzahl.



Rückseite:
Zahl mit Farbwechsel
Die Farbe der Wertzahl rechts unten verändert sich beim Kippen von purpurrot zu olivgrün oder braun.



Auch für eine der sichersten
Währungen der Welt gilt:
Vertrauen ist gut, Kontrolle
ist besser.

Fühlen, Sehen, Kippen: drei einfache Schritte,
um die Echtheit einer Banknote zu erkennen.

Stabilität und Sicherheit

ONB

OESTERREICHISCHE NATIONALBANK

Eurosystem

zerstört. Tausende von Mönchen wurden entweder auf der Stelle getötet oder in die Stadt zu Zwangsarbeit verschleppt oder deportiert. Bei Razzien wurden die Bewohner aller Häuser, in denen Waffen gefunden wurden, nach draußen getrieben und an Ort und Stelle erschossen. In diesen Tagen wurden über 86.000 Tibeter in Zentraltibet von den Chinesen umgebracht.

Seither wird der 10. März von den Tibetern und ihren Freunden in aller Welt als Tag des Widerstandes begangen.

Trotz der unter chinesischer Herrschaft seit Jahren kontinuierlich fortschreitenden Verschlechterung der Lebensumstände seiner Landsleute in ihrer Heimat Tibet, vertritt der Dalai Lama, dem 1989 der Friedensnobelpreis verliehen wurde, konsequent eine Politik der Gewaltlosigkeit und Toleranz. In diesem Geiste und um das Überleben seines Volkes und der Tibetischen Kultur zu sichern, ist der Dalai Lama sogar bereit, auf die Tibet völkerrechtlich zustehende Unabhängigkeit zu verzichten und sich mit einer echten Autonomie innerhalb des Chinesischen Staatsverbands zu bescheiden. Gleichwohl wurden seine Versuche, China zu einem Dialog über die Zukunft Tibets zu bewegen, immer wieder zurückgewiesen. Im offiziellen chinesischen Sprachgebrauch gegenüber dem Dalai Lama hat sich bislang nichts geändert. Nach wie vor wird der Mann des Friedens demagogisch als Separatist und Volksverhetzer verteufelt.

Am 10. März 2007 wurde in Mitteleuropa Frankreich, Italien, Luxemburg, Ungarn, Tschechien, Österreich, Deutschland in mehr als 2.000 Städten für Tibet die Fahne gezeigt. Die Unterstützung durch die demokratisch gewählten Bürgermeister und Bürgermeisterinnen, Landräte und Landrätinnen zählt um so mehr, als diese für Tausende von Bürgern sprechen. Das sollte für die nationalen Regierungen, aber auch für die EU, ein deutliches Zeichen sein, der Tibetfrage endlich einen vorrangigen Platz auf ihrer Agenda einzuräumen und die legitimen Rechte des tibetischen Volkes anzuerkennen. Sie müssen ihren Druck verstärken, damit China sich endlich zu einem Dialog ohne Vorbedingungen über den künftigen Status Tibets bereit erklärt. ■

SAVE TIBET – Gesellschaft zur Hilfe an das Tibetische Volk in Österreich unterstützt das Tibetische Volk in seinem gewaltlosen Kampf für Selbstbestimmung und Menschenrechte. Der Verein verwaltet derzeit mehr als 800 Patenschaften von tibetischen Flüchtlingen, großteils Kindern. Es werden Spendengelder für Sozialprojekte im indischen Exil gesammelt. Elisabeth Zimmermann ist Präsidentin des Vereines „Save Tibet“. www.tibet.at

Unser Konto für Spenden und/oder Mitgliedsbeiträge lautet:

Verwendungszweck: Save Tibet

Konto: 610.741.803

BLZ: 12.000 (Bank Austria CA)

vom Ausland: IBAN: AT 461 200 000 610 741 803, SWIFT BKAUATWW

www.erstebank.at

ERSTE BANK
In jeder Beziehung zählen die Menschen.

Nur die beste Bank gehört fast zur Familie.

Das wirkliche Leben und das Geldleben haben einiges gemeinsam: Am wichtigsten sind Verlässlichkeit und Engagement. Grundsätze, die sich unsere Mitarbeiter besonders zu Herzen nehmen. Aber davon überzeugen Sie sich am besten selbst. Vereinbaren Sie ein Beratungsgespräch unter 05 0100 - 20111.

iv INDUSTRIELLEN VEREINIGUNG

FÜR EIN STARKES EUROPA
Die österreichische Industrie und unsere europäischen Partner

- Infrastruktur und Transeuropäische Netze ausbauen
- Arbeitsmarkt öffnen
- In Bildung investieren
- Forschung, Entwicklung und Innovation fördern

BUSINESSEUROPE

Industrieland Österreich
www.iv-net.at

HERZLICHE GRÜSSE ZUM PESSACH-FEST!

Erhaltung der dort bestehenden jüdischen Gräber auf ewige Zeiten ein spezieller Fall; schließlich handelt es sich um einen Kommunalfriedhof mit anderen Gesetzen als jenen eines jüdischen Friedhofes. Der Bestand dieser Gräber ist daher nicht selbstverständlich auf ewige Zeiten gewährleistet.

Jiří Schreiber: In den 1980er Jahren transportierte ich die ersten Grabsteine vom Döblinger Friedhof ab. Die IKG Wien hatte den Friedhof aufgegeben. Am 4. Tor bei Gruppe 24, an der Mauer zur Straßenbahn, wurden diese Steine angelehnt. Dort stehen sie heute noch.

DAVID: Welche Art von Arbeiten führen Sie am häufigsten aus?

Jiří Schreiber: Damals, in den 1980er Jahren, fertigten wir auch viele Gedenktafeln an. Aber grundsätzlich bestehen bis heute 90 Prozent aller Aufträge aus Renovierungsarbeiten. Die neuen Steine, am 4. Tor, bilden nur einen kleinen Teil.

DAVID: Sie verfügen demnach über große Erfahrung im Umgang mit historischen Grabstätten.

Jiří Schreiber: Ja, bereits mein Vater hat seinerzeit mit seiner eigenen Steinmetz-Firma in Reichenberg den dortigen jüdischen Friedhof renoviert. Die Gemeinde von Reichenberg schrieb ihm sogar einen Dankesbrief. Zu jener Zeit lebten dort aber nur mehr vier jüdische Familien.

DAVID: Ihr Bruder führt mit Ihnen gemeinsam das Familienunternehmen Schreiber.

Jiří Schreiber: Als meine Mutter starb, übernahm mein Bruder Pavel das Führen der Buchhaltung. Bald danach lernte auch er den Beruf des Steinmetzen. Wir sind ja beide praktisch damit aufgewachsen, da lag dieser Entschluss nahe.

DAVID: Wie entwickelte sich die Firma weiter?

Jiří Schreiber: Als der Verein „Schalom“ ins Leben gerufen wurde, hatten wir zunächst eine schwere Zeit. Wir bekamen keine Aufträge mehr. Dann erging ein Aufruf an die Steinmetz-Innung, sich an einem Aktionstag beim 1. Tor zu beteiligen. An einem einzigen Tag gelang es, sämtliche Steine der Gruppe 5b wieder aufzustellen. Wir waren etwa 60 Leute - zwar nahmen nicht sämtliche Steinmetz-Betriebe Wiens teil, einige verweigerten das, aber von der Simmeringer Hauptstraße waren alle Firmen dabei. Auch die Berufsschule schickte die Schüler der 3. Klasse, die Zuliefererfirmen stellten das Werkzeug zur Verfügung, und die Stadt Wien sorgte mit Gulaschkanonen für unsere Verpflegung. Um 7 Uhr früh begannen wir, um 4 Uhr nachmittags waren wir fertig. Das war eine gute Sache. Die Bemalaktionen, mit weißer Farbe Grabsteininschriften nachzupinseln, habe ich nie befürwortet, auf dem Friedhof St. Marx zum Beispiel wäre das nicht erlaubt. Aber es steht zweifelsfrei fest, dass der Verein „Schalom“ viel geleistet hat.

DAVID: Gab es auch später noch solche Kooperationen mit anderen Steinmetz-Betrieben?

Jiří Schreiber: Etwa im Jahre 2003, unter Herrn Ing. Klima von der technischen Abteilung der IKG Wien, bekam ich den Auftrag, gemeinsam mit drei anderen Steinmetz-Betrieben ein Angebot und eine Kostenschätzung für die Öffnung des jüdischen Friedhofes Währing zu erstellen. Vorbild sollte der alte jüdische Friedhof in Prag sein. Einer von uns Steinmetz-Meistern reiste dorthin und untersuchte die dortigen Sicherungs- und Konservierungsmaßnahmen, und auch, wie man in Prag die Ströme von Touristen über das Areal leitet. Es kam zu einer Begehung des jüdischen Friedhofes Währing, an der etwa 15 Personen teilnahmen, darunter auch Herr Dr. Kurt Scholz, bei der wir unser Konzept präsentierten. Die Steine entlang der Wege sollten wieder aufgestellt und renoviert werden, die Wege begehbar gemacht, die Gräfte gesichert, die Trümmerhaufen im östlichen Teil des Areals abgetragen und die daraus noch erhaltenen Grabsteine entlang der südöstlichen Begrenzungsmauer aufgestellt und mit einer erklärenden Tafel versehen werden. Wir hatten für die Durchführung der Arbeiten eine Dauer von einem Jahr vorgesehen. Meine Kollegen fragten dann noch oft nach, wann die Arbeiten beginnen könnten, doch bis heute ist nichts davon geschehen.

DAVID: Der älteste heute in Wien noch erhaltene jüdische Friedhof, in der Seegasse, ist ebenso wie der Friedhof Währing renovierungsbedürftig.

Jiří Schreiber: Vor nicht allzu langer Zeit bekamen wir den Auftrag eines Nachkommen, auf dem Friedhof in der Seegasse den Grabstein seines Vorfahren instand zu setzen. Die IKG Wien wollte das nicht gestatten und verwies auf den Denkmalschutz. Wir verfügen aber sogar über ein Bild des fraglichen Grabsteins im Originalzustand, vor der Zerstörung, und so können wir den Stein in seinem heutigen Zustand durch die fehlenden Teile originalgetreu ergänzen. Die Arbeiten werden im März beginnen.

DAVID: Der Friedhof in der Seegasse wurde ja in der NS-Zeit abgeräumt: Um die Grabsteine vor der Zerstörung zu retten, transportierte sie die Kultusgemeinde zum 4. Tor des Zentralfriedhofes. Dort wurden sie versteckt und erst Jahrzehnte später wiedergefunden.

Jiří Schreiber: Als die Gruppe 24 am 4. Tor geplant werden sollte, kamen viele Steine, die aus der Seegasse stammten, zum Vorschein – sie waren dort unter dem Weg vergraben worden. Viele sind bei den Arbeiten kaputt gegangen, viele liegen immer noch dort unter der Erde. Ich machte damals den Vorarbeiter, der sich über Steine beschwerte, die sein Baufahrzeug behinderten aufmerksam, dass er gerade Grabsteine aus dem 15. Jahrhundert zerstörte. Das war ihm ziemlich egal. Also organisierte ich selbst einen Lastwagen, grub die größten Stücke aus und legte sie in die Wiese vor unserem



Friedrich POLLEROSS

Vor 70 Jahren, am 12. März 1938, marschierte die Deutsche Wehrmacht in Österreich ein, wo der „Anschluss“ von vielen Menschen bejubelt wurde. Zahlreiche Kunsthistoriker hingegen hatten keinen Grund zu jubeln. Denn mit der Annexion an das Deutsche Reich wurden auch hier die 1935 beschlossenen „Nürnberger Gesetze“ wirksam, die eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Benachteiligung sowie zunehmende Entrechtung der jüdischen Bevölkerung zur Folge hatten. An den Universitäten etwa wurden jüdischen Absolventen systematisch ihre akademischen Titel aberkannt. Für die Universität Wien waren die politischen und rassistischen Verfolgungen besonders schwerwiegend, verlor sie doch binnen kurzer Zeit nicht weniger als 23 Prozent ihrer Studierenden aufgrund der „Nürnberger Gesetze“. Mit den Folgen für „Bildungsbiographien und Wissenstransfers“ hat sich ein Projekt des Instituts für Zeitgeschichte beschäftigt, und auch ein jüngst erschienenenes Buch unter dem Titel „Anschluss und Ausschluss 1938 – Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien“ ist diesem Thema gewidmet.¹

Die Ereignisse des März 1938 bedeuteten jedoch nicht nur einen tiefen Einschnitt in der Geschichte des Institutes für Kunstgeschichte der Universität Wien, die von ao. Univ.-Prof.

Dr. Hans Aurenhammer unter anderem im Rahmen einer deutschen Tagung sowie in einem Aufsatz im Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 2004 aufgearbeitet wurde. Denn von dem in Österreich schon unter der austrofaschistischen Diktatur ab 1933 einsetzenden geistigen Aderlass war der gesamte Bereich der Kunstgeschichte und der Wiener Museumslandschaft betroffen. Umgekehrt profitierte die angloamerikanische Kunstwissenschaft von zahlreichen europäischen Immigranten. Diese Themen wurden in den letzten Jahren in Deutschland mehrfach im Rahmen von Sammlungsbänden und Ausstellungen behandelt.

Anlässlich des Gedenktages vom 12. März 2008, der ja mit dem Dies Academicus der Universität Wien zusammenfällt, sollen wenigstens die wichtigsten Absolventen der „Wiener Schule der Kunstgeschichte“, die Mitteleuropa in den Dreißiger Jahren verlassen mussten, in Erinnerung gerufen werden:

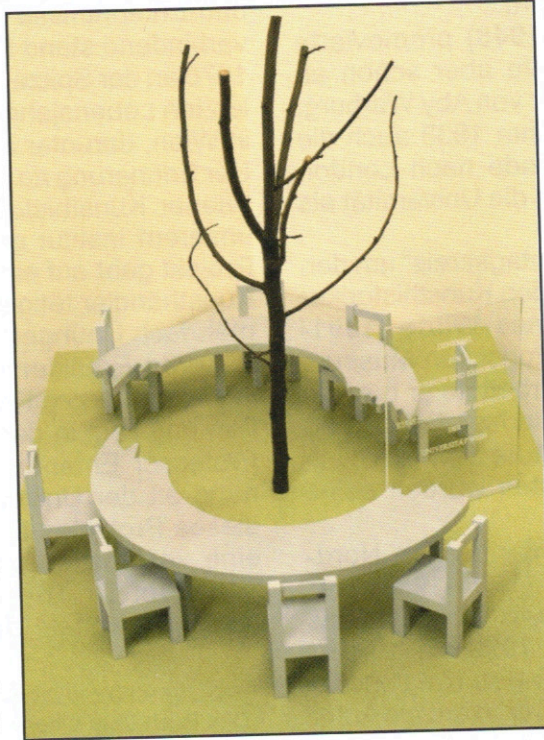
Der in Prag geborene **Hans Tietze (1880-1954)**

erwarb sich erste Verdienste, indem er durch seine Tätigkeit als Autor von Kunsttopographien die regionale Kunstforschung mit wissenschaftlichem Anspruch betrieb. Sozusagen Heimatkunde auf höchstem Niveau verkörpert auch sein Standardwerk „Die Juden Wiens“, das vor kurzem neu aufgelegt worden ist. Als engagierter Museologe und Liebhaber der Barockkunst war Hans Tietze einer der geistigen Väter der Neuordnung der staatlichen Museen nach 1918 und vor allem des 1923 eröffneten Barockmuseums im Unteren Belvedere. Daneben begeisterte sich der als Dozent an unserem Institut lehrende Kunsthistoriker jedoch auch für die moderne Kunst. Aufgrund der Freundschaft mit Oskar Kokoschka entstand 1909 das bekannte Porträt des Ehepaares Tietze, das sich heute im Museum of Modern Art in New York befindet. Die Emigranten mussten das

Bildnis 1939 verkaufen, um ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können. Hans Tietze konnte allerdings dann an der Columbia University in New York unterrichten.

Seine Gattin **Erica Tietze-Conrat (1883-1958)** war 1905 mit ihrer Dissertation über Georg Raphael Donner die erste Frau, die an der Wiener Universität ein Studium der Kunstgeschichte mit dem Doktorat abschloss. Neben der Mitarbeit an Projekten ihres Mannes beschäftigte sie sich auch weiterhin mit Barockplastik.

Seit 2004 widmet sich in Wien die „Internationale Hans Tietze und Erika Tietze-Conrat Gesellschaft“



Denkmal für Ausgegrenzte, Emigrierte und Ermordete des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien, Entwurf von Hans Buchwald, Modellfoto: Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien/Karl Pani

Annapolis: Hoffnung auf Frieden oder ein weiterer missglückter Vermittlungsversuch?



Arnold H. KAMMEL

Der amerikanische Präsident, George W. Bush, bekam bei der Nahostkonferenz in Annapolis Ende November 2007 was er wollte: große internationale Präsenz, einen historischen Handschlag zwischen den Rivalen und ein wenig Applaus für das Faktum, außenpolitisch im Nahen und Mittleren Osten etwas richtig gemacht zu haben. Um jedoch sein Ziel, die Region zu befrieden, zu erreichen, müssen den diplomatischen Formalitäten substantielle Ergebnisse folgen.¹

Bei näherer Betrachtung ist festzuhalten, dass die Nahostkonferenz von Annapolis einen gemischten Eindruck hinterlässt. Die Tatsache, dass zwischen Israel und den Palästinensern nach vielen Jahren der Gewalt erstmals wieder Verhandlungen über eine friedliche Lösung des Konflikts geführt werden, ist positiv zu werten. Auch signalisiert die Konferenz eine neue Dynamisierung der Nahostpolitik der amerikanischen Administration, die dem israelisch-palästinensischen Konflikt zuvor wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte und insbesondere den Irak als entscheidenden Faktor zur Lösung des Nahostproblems angesehen hatte.

Nach Venedig, Madrid, Oslo, den beiden Runden von Camp David, Taba und einer Vielzahl von Friedensplänen, war die Konferenz von Annapolis die erste internationale Nahostkonferenz seit 1991. Delegationen von rund 50 Staaten und internationalen Organisationen waren vertreten. Besonderes Gewicht hatte die Anwesenheit von 16 arabischen Staaten, die damit die Bedeutung des Treffens für eine regionale und umfassende Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts unterstrichen. Positiv festzuhalten ist, dass zumindest die Verfahren und die Methodik der Friedensverhandlungen verbessert wurden. Zwar ist die „Road Map“ des Nahost-Quartetts nach wie vor Grundlage der Friedensbemühungen. Deren umstrittene Stufenregelung wurde aber aufgegeben. Statt vertrauensbildende Maßnahmen in Form einer effektiven palästinensischen Bekämpfung des Terrorismus und eines israelischen Siedlungsstopps zur Voraussetzung für Endstatusverhandlungen zu machen, finden nun beide Prozesse parallel statt. Nunmehr übernehmen die USA eine Schiedsrichterfunktion bezüglich der Umsetzung der „Road Map“.²

Innenpolitisch geschwächt, außenpolitisch aktiv

Annapolis gibt aber auch Anlass zu Skepsis. So wurde das ursprünglich von der amerikanischen

Außenministerin Condoleezza Rice angestrebte Konferenzergebnis deutlich verfehlt, denn anders als in den bisherigen Friedensverhandlungen wollten die amerikanischen Gastgeber diesmal eine israelisch-palästinensische Annäherung in den zentralen Streitpunkten – Grenzfragen, Status von Jerusalem, palästinensische Flüchtlinge, israelische Sicherheit – bereits vor Konferenzbeginn erzielen. Dieses Vorhaben scheiterte. Anstatt der internationalen Gemeinschaft in Annapolis ein Grundlagendokument mit substantiellen Kompromissen in Endstatusfragen vorlegen zu können, wurde in letzter Minute zumindest eine gemeinsame Erklärung³ erzielt, in der die Konfliktparteien ihre Bereitschaft verkündeten, neue Friedensgespräche aufzunehmen.

Das Timing der Friedensverhandlungen war insbesondere bei Betrachtung der innenpolitischen Legitimation und des Rückhalts der beteiligten Akteure unglücklich. Mit Olmert, Abbas und Bush waren und sind die zentralen Akteure der Friedensgespräche innenpolitisch geschwächt. Der von den USA initiierte Annapolis-Prozess liegt jedoch gerade aus diesen Gründen sowohl im Interesse Olmerts als auch Abbas'. Die Palästinenser sind geteilt, Präsident Mahmoud Abbas verlor den Gazastreifen an die nicht zur Konferenz in Annapolis eingeladene Hamas, was seine Position nicht stärkte. Für den Palästinenserführer waren die Friedensgespräche zu einer politischen Überlebensfrage geworden. Seine Notstandsregierung hat nur wenig bis keine Kontrolle über die Palästinenser in Gaza und ist im Westjordanland nur begrenzt handlungsfähig und leidet an einem Legitimitätsdefizit, denn nach dem Scheitern der nationalen Einheitsregierung mit der Hamas im Juni 2007 wurde auch von Abbas konsequent die Spaltung der Palästinenser mitgetragen. Auch Ehud Olmerts politische Rückendeckung ist gering, seine Regierung wackelig. Olmert benötigte daher eine neue Friedensvision, um der seit dem Libanonkrieg 2006 stark verunsicherten israelischen Bevölkerung neue Perspektiven bieten zu können. Die Ereignisse um die Militärintervention im Libanon, gepaart mit innenpolitischen Skandalen, ließen seine Popularität in Israel dramatisch sinken. Raketenangriffe durch die Hisbollah und die Hamas aus dem Südlibanon und Gaza zeigten deutlich, dass eine einseitige Festlegung der Grenzen ohne Absprache mit den arabischen Nachbarn keine Sicherheit bieten kann. Mit einem neuen Friedensprozess versprach sich Olmert zudem einen internationalen Popularitätsgewinn Israels, auch wenn er im eigenen Land mit heftigem Widerstand gegen allzu große Zuge-

riumsmitglied des Abraham Geiger Kollegs und Vorstandsmitglied des Gustav-Mahler-Jugendorchesters; er wird am 25. März im Wiener-Musikverein das Große Ehrenzeichen für die Verdienste um die Republik Österreich entgegennehmen. Rabbiner Andrew Goldstein, der als beratender Rabbiner der jüdischen Gemeinden von Prag, Brünn und Bratislava maßgeblichen Anteil an der Renaissance des jüdischen Lebens nach der samtigen Revolution in der Tschechoslowakei hatte, wurde auf dem Kongress in Wien in sein Amt als Ehrenszenator des Abraham Geiger Kollegs geführt.

Rabbiner Joel Oseran, Vizepräsident der Abteilung für internationale Entwicklung der World Union an ihrem internationalen Hauptsitz in Jerusalem, erinnerte in der Eröffnungssitzung daran, dass derzeit mehr Juden in Europa leben und jüdische Kinder jüdische Schulen besuchen als in all den vergangenen 50 Jahren. Dennoch sei das europäische Budget der World Union minimal; die vielen kleinen und blühenden neuen Gemeinden in Osteuropa - bräuchten weit mehr finanzielle Unterstützung als es derzeit möglich ist. Ein großes Problem, das in Deutschland bereits größtenteils gelöst wurde, das aber in mehreren anderen Ländern, etwa in Ungarn und Polen noch immer besteht, ist, dass die staatliche Unterstützung nur orthodoxen Gemeinden zugutekommt. Ein weiteres Projekt für die Zukunft ist ein verstärktes Lobbying in den Gremien der EU in Brüssel.

Rabbiner Michael Marmur, Dekan des Hebrew Union College in Jerusalem, verwies in seiner programmatischen Rede, dass es dem liberalen Judentum trotz einiger großer Erfolge noch immer nicht gelungen ist, die Mehrheit der Juden in Israel zu erreichen, die aus ihren Heimatländern kein Modell eines liberalen Judentums mitbrachten.

In einem der Workshops berichtete Rabbiner Burt E. Schuman, der seit zwei Jahren amtierende liberale Rabbiner der Gemeinde Beit Warszawa, in einem ergreifenden Vortrag von dem Wunder der Renaissance des jüdischen Lebens in Polen. Gegründet 1999, besuchen heute rund 2000 Personen die Veranstaltungen von Beit Warszawa.

Rabbiner Walter Rothschild, Rabbiner von Or Chadasch und Landesrabbiner von Schleswig Holstein, sagte in seiner Ansprache während des festlichen Gottesdienstes am Schabbat über die Bedingungen des jüdischen Lebens in Europa über 60 Jahre nach der Shoah: "Wir arbeiten hier in der Wüste. Überall in Europa, aber - wie ich finde - besonders in Deutschland, in Österreich, in Mittel- und Osteuropa. Wir sind tief in der Wüste, in der Wildnis. Die Israeliten einst verbrachten vierzig Jahre, eine ganze Generation, in diesem Zwischenzustand, diesem Übergang von der Existenz als Sklaven zur Unabhängigkeit, von dem Zustand des Ohnmächtigseins zur Selbstbestimmung des eigenen Schicksals. Hier sind es schon über sechzig Jahre und wir haben diesen Punkt noch nicht erreicht, zumindest nicht hier." ■



Abg.z.NR Dr. Gertrude Brinek und Stadtrat Norbert Walter, MAS

wünschen allen jüdischen Mitbürgern
ein friedliches und schönes
Pessachfest



www.leopoldstadt.oevp.at

Hotel Stefanie



Kategorie ****, First Class
1020 Wien, Taborstraße 12,
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com
Internet: www.schick-hotels.com

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,
Klimaanlage, Internetzugang,
Restaurant, Veranstaltungsräume,
Hofgarten, Bar, Garage im Haus.

★★★★
**HOTEL
STEFANIE
WIEN**

Wir reservieren Ihnen gerne auf
Wunsch auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Pessachfest!**

Klubvorsitzender der
SPÖ-Josefstadt



Mag. Manfred Kerry

wünscht allen
jüdischen BürgerInnen
ein friedvolles
Pessach-Fest!

Spula

H A N D E L S G . M B . H .

Spula Textil Handels GmbH
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1
A-2203 Grossebersdorf
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen
des DAVID
ein schönes Pessachfest!

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur & Oscar Heller**

wünschen allen
Freunden und Bekannten
ein schönes
Pessachfest!

**Der Bezirksvorsteher
von Neubau
Mag. THOMAS BLIMLINGER**

*wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein schönes
und friedliches Pessach-Fest!*



LAbg. Bürgermeister

Alfredo Rosenmaier
wünscht allen jüdischen
Mitbürgern ein friedliches
Pessach-Fest!

Dr. ELYAHU TAMIR

wünscht
allen Freunden, Bekannten
und Verwandten
ein schönes Pessachfest!

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir wünschen Ihnen schöne,
friedliche und erholsame
Feiertage.

**Bezirksparteiobmann
Andreas Ottenschläger und
das Team der ÖVP Josefstadt**

Familien Jiri und Pavel

SCHREIBER
*wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein friedvolles Pessachfest!*

**FRAU MMAG. DDR.
ELISABETH
WIES-CAMPAGNER**

*wünscht allen Freunden und
Bekanntem ein friedliches
Pessach- Fest!*

THERAPIEZENTRUM

Dr. Rose PROSZOWSKI

1140 Wien,
Linzer Straße 192/2/4
01/967-13-29

*wünscht allen Bekannten
und FreundInnen
ein friedliches Pessachfest!*

Keller & Co

Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in Österre-
ich ein friedliches Pessachfest!

**Bezirksrat
MICHAEL KOLING**

(Klubvorsitzender
der SPÖ - Alsergrund)

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
anlässlich der Feiertage
alles Gute.

Dr. PETER TAUSSIG

Facharzt für Gynäkologie
und Geburtshilfe

1160 Wien,
Maroltingergasse 90.

T. 493 32 95

*wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Pessachfest!*

FAMILIE

ROBERT HERZLINGER

wünscht allen
Kunden, Freunden
und Bekannten
ein schönes
Pessachfest!

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
SALZBURG**

wünscht allen
Mitgliedern und Freunden
ein friedvolles
Pessachfest

fanden die drei Hasen dann schliesslich auch den Weg nach Europa. Ein geschickter Steinmetz schuf Anfang des 16. Jahrhunderts das Drei-Hasen-Fenster im spätgotischen Kreuzgang des Paderborner Domes. Manche Kunsthistoriker wollen in den drei Hasen ein Symbol für die heilige Dreifaltigkeit sehen, dieser Theorie wird jedoch häufig widersprochen, da der Hase an sich ja, wie aus Demls Erklärungen hervorgeht, im christlichen Kontext negativ konnotiert ist.

Geheimnisvoll treten die Langohren auch in einer leicht abgewandelten Abbildung ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen am Paderborner Dom wieder auf, etwas weiter nördlich, in Hamburg. In der alchemistischen Schrift „Von der großen Heimlichkeit der Welt und ihrer Artzney, Chymische Schriften“, Hamburg 1677, von Basilius Valentinus sieht man unsere drei Häslein von drei Hunden im Kreis gejagt.

Auch hier wird wieder auf ihr aktives Liebesleben und den regen Sexualtrieb angespielt:

„Dann wann Venus beginnt zu rasen/ so macht sie grausam viel Hasen/ Drum Mars bewahrt mit deinem Schwert/ Dass Venus nicht zur Huren wird“, so der Text der Abbildung.

Und obwohl die Häslein in deutschen Landen so liebevoll aufgenommen wurden, dass sie bis heute als Symboltierchen adaptiert werden, trieb es die rastlosen Nachtwespen weiter auf ihren Hakensprüngen durch die Kunstgeschichte. So schaffte Meister Lampe denn auch den Sprung über den Ärmelkanal, wo sich die Hasen im Südwesten Englands, in Devon, „wie die Karnickel vermehrten“. Das rätselhaft-häufige Auftreten der rotierenden Nager in Dorfkirchen faszinierte die Kunsthistorikerin Sue Andrew derart, dass sie im Jahre 2004 die Forschungsgruppe „The three hares project“ gründete. Sie fand die Darstellung in den hölzernen Dachstühlen an zentraler Stelle in den Kreuzungspunkt der Dachbalken eingeschnitzt.

Andrew erläutert: „Wir wissen von siebzehn Gemeindegemeinden in Devon, die zumindest *einen* solchen Dachstuhl schmücken mit dem Dreihasenmotiv aufweisen. Das Dreihasenmotiv wurde als Schmuckaufsatz hergestellt, der den Kreuzungspunkt der Balken verdeckt. In ganz Devon haben wir insgesamt 29 gefunden, davon sind 19 mittelalterlich und aus Holz hergestellt. Die Schnitzereien sind derart unterschiedlich, dass man daraus schliessen kann, dass sie in unterschiedlichen Werkstätten in der

ganzen Gegend hergestellt wurden. Sie erscheinen immer an zentraler Stelle, oft in Kombination mit dem „Grünen Mann“, einem anderen vorchristlichen Symbol.

Doch auch in diesen schönen Dorfkirchen wollten sich die schnellen Läufer nicht aufs Faulbett legen. Und so kreisten sie weiter durch die Kunstgeschichte, diesmal wieder gen Deutschland, oder besser gesagt, in den „aschkenasischen“ Kulturraum. „Aschkenasisch“ bedeutete ursprünglich im althebräischen Sprachgebrauch „deutsch“, doch bezeichnen wir heute jüdische Kultur in ganz Zentral- und Osteuropa als aschkenasische Kultur. Und in diesem

Kulturraum finden wir die nächste Generation der rotierenden Langohren.

In allen der Autorin bekannten Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts tauchen die drei Hasen unter den vielfältigen Holzmaleereien auf.

Sowohl in jener Synagoge, die ursprünglich aus Horb in Süddeutschland stammte und später dem Israel Museum Jerusalem gestiftet wurde, wie auch in den transportablen Holzpaneelen, die den Gebetsraum von Unterlimburg ausgeschmückt haben, findet sich das Drei-Hasen-Motiv. Auffällig ist dabei, dass die „Rotating Rabbits“ immer an höchst prominenter Stelle auftauchen, immer genau über dem Thoraschrein an der Decke. In der jüdischen

Sammlung weiser Sprüche, den „Sprüchen der Väter“ (Pirke Avot) heisst es:

(דרפי) קתני הרהמב אל שלושה טוהו

„Auf dass die Dreiecksschnur nicht bald zerreiße“, ein Ausspruch, der als Symbol für den Zusammenhalt und die Solidarität innerhalb der jüdischen Gemeinde gedeutet wird.

Die Anordnung der Hasen in Kreisform kann man generell mit dem Symbol des Kreises in Verbindung sehen. Der Kreis hat keinen Anfang und kein Ende, er ist ewig, so wie der gläubige Mensch sich G'tt als ewig denkt.

Auch eines der Hauptexponate des Museums der Jüdischen Diaspora in Tel Aviv weist unsere drei Leporiaden auf: (siehe Abbildung). Die Synagoge aus Chodorow bei Lvov (Lemberg) wurde von Israel Ben Mordechai Lisnicki von Jaryzcow im Jahre 1714 ausgemalt. Im Jahre 1941 von den Nazis zerstört, liess sich dieses kunsthistorische Juwel nur mithilfe historischer Fotografien rekonstruieren. In einem Text der Kunsthistorikerin Ida Uberman über die gleiche Synagoge heisst es: „Wir finden hier Darstellungen von drei Tierarten, je in einem Kreis angeordnet. Ein



Drei-Hasen-Kreis aus der Synagoge in Chodorow. Replika, heute im Bet Hatefutzot - Museum der jüdischen Diaspora. Foto: Yaakov Brill



Im Namen
der Landeshauptstadt Innsbruck
wünsche ich allen Leserinnen
und Lesern des DAVID
und der gesamten jüdischen
Gemeinde Österreichs ein frohes
und friedliches Pessachfest

Hilde Zach
Hilde Zach
(Bürgermeisterin)



Die Grüne Bildungswerkstatt
übermittelt allen jüdischen Bür-
gerInnen ihre besten Wünsche für
ein friedliches Pessach-Fest!



Die Bezirksvorsteherin von Meidling
Gabriele VOTAVA
wünscht allen Leserinnen und Lesern
ein friedvolles Pessachfest!



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Pessachfest
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
des Kulturvereins
DAVID

Ilan Beresin



„Weiter die bessere Steiermark bauen: Gesagt, getan. Und auch in Zukunft das Ziel meiner Arbeit.“ Franz Voves.

des *fin de siècle* mit mediterranen Adaptionen entsprach: In „Altneuland“ befand sich im Zentrum der Stadt eine weite, großartige Platzanlage mit einem eingehegten Palmengarten. Diesen so genannten Völkerplatz säumten arkadengeschwungene, palastartige Gebäude, die die Bürohäuser verschiedener europäischer Seehandelsgesellschaften und Kolonialbanken repräsentierten. Die an allen Seiten auf den Platz mündenden Straßen waren breite, palmenbestandene Avenuen, die für den Autoverkehr offen standen. Überall im Stadtgebiet gab es gepflegte Parkanlagen und Grünflächen. Auch infrastrukturell war die moderne Karmelstadt auf höchstem technischem Niveau erschlossen: es gab eine elektrische Straßenbeleuchtung, ebenso ein Telefonnetz, eine elektrische Schwebbahn und ein elektrisches Eisenbahnnetz, das die Stadt wie das gesamte Land über die „Berlin-Bagdad-Linie“ mit Europa und über die „Kap-Jerusalem-Bahn“ mit Afrika verband. Zahlreiche Versorgungseinrichtungen und moderne Warenhäuser waren im gesamten Stadtgebiet verteilt, ebenso Verwaltungsgebäude und Ämter, darunter auch das Bauamt von Architekt Steineck.

Architekt Steineck, alias Oskar Marmorek (1863-1909), war der begabte Erbauer, dem „Altneuland“ seine modernen Städte zu verdanken hatte. Wie bei vielen anderen Hauptfiguren in seinem Roman gab Herzl hier ein kaum verschleiertes Porträt eines seiner engsten Mitarbeiter in der zionistischen Bewegung. Der Architekt Oskar Marmorek (u.a. „Venedig in Wien“, 1895)⁴ gehörte zu den Mitbegründern der zionistischen Wochenzeitung „Die Welt“ und war schon frühzeitig von Herzl aufgefordert worden, eine Artikelserie zu künftigen Bauten und Bauplänen für Palästina zu verfassen. In Herzls Augen war Marmorek der „erste Baumeister der jüdischen Renaissance“ und in dieser Eigenschaft verewigte er ihn in seinem Roman.

Neben dem Stadtplan von Haifa zeichnete Architekt Steineck in „Altneuland“ auch für die Planung der Neustadt Jerusalems verantwortlich. Herzl hatte seine Vorstellungen über ein künftiges Neu-Jerusalem bereits während seines Aufenthaltes in der Stadt in seinem Tagebuch notiert. Seine Notizen sprechen zugleich eine deutliche Sprache über die vorgefundenen Missstände in der Heiligen Stadt:

Wenn ich künftig deiner gedenke, Jerusalem, wird es nicht mit Vergnügen sein. Die dumpfen Niederschläge zweier Jahrtausende voll Unmenschlichkeit, Unduldsamkeit u. Unreinlichkeit sitzen in den übelriechenden

Gassen. [...] Bekommen wir jemals Jerusalem, u. kann ich zu der Zeit noch etwas bewirken, so würde ich es zunächst reinigen. Alles, was nicht Heiligthum ist, liesse ich räumen, würde Arbeiterwohnungen außerhalb der Stadt errichten, die Schmutznester leeren, niederreißen, die nicht heiligen Trümmer verbrennen u die Bazare anderswohin verlegen. Dann unter möglicher Beibehaltung des alten Baustyls eine comfortable, ventilirte, canalisirte neue Stadt um die Heiligthümer herum errichten.⁵



Tel Aviv: Luftbildaufnahme des Dizengoff-Platzes (1935) Architekt: Genia Averbouch © aus: Nitza Metzger-Szmuk, *Dwelling on the Dunes*. Mit freundlicher Genehmigung AzW

neu gepflastert, gepflegt und gesäubert. Neben den heiligen Stätten der anderen Religionen erstrahlte der weiß- und goldfarbene Prunkbau des wiedererrichteten Tempels mit unzähligen Marmorsäulen. Als säkulares Pendant war daneben auch ein „Friedenspalast“ errichtet worden, in dem internationale Kongresse von „Friedensfreunden“ und Gelehrten aller Wissenszweige abgehalten wurden. Außerhalb der Altstadt waren neue Stadtteile entstanden. Moderne Wohnhausbauten wechselten hier mit Grün- und Parkanlagen entlang breiter, baumbestandener Straßen und Boulevards. Es gab einen Englischen Garten, ein Nationaltheater (dem Burgtheater ebenbürtig), Lehranstalten verschiedener Stufen, eine „Zions-Universität“, Luxuskaufhäuser Pariser Zuschnitts und „Belustigungsorte“. Alle Stadtteile waren von elektrischen Bahnlinien durchzogen. „Es war eine Weltstadt nach den Begriffen des zwanzigsten Jahrhunderts.“⁷

Herzl hatte sich schon vor dem Verfassen seiner Romanutopie „Altneuland“ mit städtebaulichen Fragen ein künftiges jüdisches Gemeinwesen betreffend befasst. Bereits in den Vorarbeiten zu seiner Schrift „Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage“ (1896) hatte er sich außer zur allgemeinen Gesellschaftsprogrammatik auch zu städtebaulichen Fragen geäußert und sich in seinem Tagebuch für die Gründung von Gartenstädten ausgesprochen.⁸ Erste Streiflichter seiner Stadtvisionen

In einer späteren Eintragung bemerkte er zuversichtlich, dass sich außerhalb der Altstadtmauern ein „prachtvolles Neu-Jerusalem“ errichten ließe. „Das alte Jerusalem wäre u. bliebe Lourdes u. Mekka u. Jeruscholajim. Eine sehr hübsche elegante Stadt wäre daneben ganz möglich.“⁶

In seiner Romanutopie „Altneuland“, die er in den Monaten nach seiner Rückkehr aus Palästina zu konzipieren begann, war das einst verfallene Jerusalem in „verjüngter Regsamkeit und Pracht“ wieder zum Leben erweckt worden. Die Altstadt war baulich weitgehend erhalten, aber

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

**DER KULTURVEREIN
DAVID DANKT ALLEN
GÖNNERN FÜR DIE
ZAHLREICHEN
SPENDEN!**



Namens der Stadtgemeinde Mödling
wünsche ich allen Leserinnen
und Lesern der Zeitschrift DAVID
ein schönes Pessach-Fest!

Mit den besten Grüßen
Ihr



www.moedling.at

Hans Stefan Hintner

Bürgermeister LAbg. Hans Stefan Hintner



Bezirksvorsteherin
SUSANNE REICHARD
wünscht im Namen der
Bezirksvertretung Wieden
ein
schönes Pessachfest!

Ein friedliches und schönes Pessachfest



*allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht
im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing
Ihr Bezirksvorsteher*

H. Gerstbach

Dipl.-Ing. Heinz Gerstbach



wünscht allen LeserInnen des
DAVID und allen FreundInnen des
Sigmund Freud Museums
ein schönes Pessachfest!

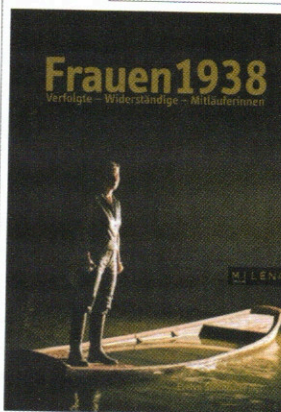


Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des 2.
Bezirktes wünscht

allen jüdischen Bür-
gern und Ihren Ange-
hörigen ein schönes
Pessachfest

Neuerscheinungen aus dem
Milena Verlag



70 Jahre nach 1938
erscheint das Buch über
widerständige Frauen,
verfolgte Frauen und
Mitläuferinnen.

Evelyn Steinthaler (Hg.)
Frauen1938
Verfolgte – Widerständige –
Mitläuferinnen
ISBN 978-3-85286-161-6



Das Jahr 1938 aus der
Perspektive der jüdi-
schen Bevölkerung.

Dieter J. Hecht / Eleonore Lappin
Michaela Raggam-Blesch
Lisa Rettl / Heidemarie Uhl (Hg.)
1938.
Auftakt zur Shoah in Österreich
Orte – Bilder – Erinnerungen
ISBN 978-3-85286-161-6

www.milena-verlag.at

ßigtausend ungarische Juden in Österreich unterzubringen und sie dort „aufs Eis zu legen“,¹¹ also nicht der Vernichtung in Auschwitz auszuliefern. Jeweils die Hälfte sollte aus Budapest sowie aus der Provinz kommen.¹² Da die nach Österreich Deportierten arbeiten müssten, verlangte Eichmann im Gegensatz zum Palästina-Transport für sie keine weiteren Zahlungen.

Dass Ende Juni 15.000 Insassen der Gettos Debrecen, Szolnok, Szeged und Baja¹³ nicht nach Auschwitz, sondern nach Strasshof an der Nordbahn deportiert wurden, hatte jedoch weniger mit den Verhandlungen des „Hilfs- und Rettungskomitees“ oder gar Eichmanns „gutem Willen“ zu tun, als mit Ansuchen der Gauleitungen von „Groß-Wien“ und „Niederdonau“ an das „Reichssicherheitshauptamt“ (RSHA) in Berlin, ihnen dringend benötigte Arbeitsklav/innen zur Verfügung zu stellen.¹⁴

Bereits Ende Mai wurden Deportationszüge aus der Backa auf dem Weg nach Auschwitz in Gänserndorf angehalten und kräftige jüngere Männer und Frauen herausgeholt, die dann Betrieben im „Gau Niederdonau“ als Zwangsarbeiter/innen übergeben wurden.¹⁵ Am 8. Juni, also fast eine Woche, bevor Eichmann anbot, Juden in Österreich „aufs Eis legen“ zu wollen, teilte das Landesernährungsamt des „Gaus Niederdonau“ den Landräten mit, dass in Kürze jüdische Familien – also nicht nur die aus den Zügen in Gänserndorf selektierten Einzelpersonen – für Arbeiten in der Landwirtschaft bereitgestellt würden. Gleichzeitig wurden die seit 1942 festgesetzten Fleischrationen für Juden auf 250 Gramm pro Woche gekürzt.¹⁶

Die Organisation des Arbeitseinsatzes

Dennoch waren sowohl die in Gänserndorf aus den Zügen selektierten Einzelpersonen als auch die Ende Juni nach Strasshof an der Nordbahn deportierten Familien nicht bloß Arbeitssklav/innen der Gauleitungen, sondern auch ein Faustpfand bei den Verhandlungen der SS mit dem „Hilfs- und Rettungskomitee“ sowie Vertretern westlicher jüdischer Organisationen und des amerikanischen War Refugee Board. Gleichzeitig bedeutete dieser Arbeitseinsatz auch eine Einnahmequelle für Eichmanns SEK. Denn dieses behielt die oberste Kontrolle über die in Ostösterreich eingesetzten jüdischen Arbeitssklav/innen und kassierte ihre „Löhne“. Sie galten als „Schutzhäftlinge im Sondereinsatz“, was bedeutete, dass sie – wie ihren Arbeitgebern mitgeteilt wurde – jederzeit in ein KZ abgezogen werden konnten, insbesondere, wenn ihre Arbeitskraft nicht mehr benötigt wurde oder sie sich schwerere Verstöße gegen die rigiden Bestimmungen am Arbeitsplatz oder in den Lagern zuschulden kommen ließen. Zur Verwaltung des Arbeitseinsatzes richtete das SEK in Wien ein Außenkommando unter der Leitung von SS-Obersturmbannführer Hermann Krumej ein, sein Stellvertreter war SS-Hauptsturmführer Siegfried Seidl.¹⁷

Die „Gau-Arbeitsämter“ vermittelten Arbeiter/innen

zusammen mit ihren nichtarbeitsfähigen Angehörigen; Familien wurden bewusst beisammengehalten und auch gemeinsam in Konzentrationslager abgezogen. Die Kosten für die meist äußerst primitiven und stets überfüllten Unterkünfte sowie die spärliche Verpflegung der Nichtarbeitsfähigen zogen die Arbeitgeber von den „Löhnen“ der Arbeiter/innen ab, welche sie an das SEK abführten. Deren Höhe hatte der „Präsident des Gauarbeitsamtes und Reichstreuhänder der Arbeit für Niederdonau“, Alfred Proksch, am 27. Juni 1944 in einer detaillierte „Anordnung über die Beschäftigung von Juden“¹⁸ festgesetzt. Diese listet nach Alter und Geschlecht gestaffelte Löhne ab dem vollendeten 16. Lebensjahr auf. Tatsächlich konnten Kinder ab zehn Jahren zu Arbeiten herangezogen werden.¹⁹ Allerdings mussten die Firmen dafür die Genehmigung der Polizeibehörde oder des Bürgermeisters als deren lokaler Vertretung einholen, welche die gesetzlichen Schutzbestimmungen betreffend Kinderarbeit für Juden außer Kraft setzte.²⁰ Die einzige erhaltene Liste der Lager für ungarische Juden in Wien zeigt, dass gut zwei Drittel der Insassen zur Arbeit eingesetzt waren.²¹ Als Ernst Kaltenbrunner, Leiter des RSHA, die Ankunft der Zwangsarbeiter/innen avisierte, hatte er angenommen, dass lediglich dreißig Prozent arbeitsfähig sein würden. Denn die überwiegende Mehrheit der Deportierten waren Frauen, Kinder und ältere Menschen, da die Männer im wehrfähigen Alter beim ungarischen Militär dienten. Dass zwei Drittel dieser Menschen arbeiteten, zeigt, wie rigide die Kriterien für Arbeitsfähigkeit waren. Diese wurden vom SEK festgesetzt und überwacht, welches davon ja auch profitierte. Da Nichtarbeitsfähigen die ohnehin kargen Essensrationen gekürzt wurden, zwangen sich auch ältere und kranke Menschen zu Arbeiten, die oft ihre Kräfte überstiegen.²² Alte Menschen stellen die überwiegende Mehrheit der Opfer.²³ Denn sie konnten lediglich zwischen Hunger und Überarbeitung wählen. Arbeiten war auch insofern eine wichtige Überlebensstrategie, als es Kontakt zur Zivilbevölkerung und damit Gelegenheit zum Betteln und Beschaffen überlebenswichtiger Nahrung bot. Am meisten Mitleid erweckten die ausgemergelten Kinder, welche am häufigsten kleine Zuwendungen zugesteckt erhielten. Dennoch bestimmte Hunger den Alltag aller jüdischen Deportierten.

Trotz der schweren Arbeit, der mangelhaften Ernährung und der primitiven Unterkünfte waren die Überlebenschancen dieser Deportierten um einiges höher als die von KZ-Häftlingen aber auch von den Schanzarbeitern, welche im Herbst 1944 an den „Südostwall“ deportiert wurden. Denn das SEK traf Vorkehrungen, um ihr nacktes Leben zu retten. So richtete es ein Gesundheitswesen ein, welches die Arbeitgeber mit einer Krankenpauschale für jeden Deportierten finanzieren mussten und das zumindest in den Städten und vor allem in Wien, wo etwa die Hälfte der Deportierten interniert war, gut funktionierte. Auch tolerierte das SEK eine relative große Bewegungsfreiheit der jüdischen Arbeiter, welche

Auschwitz stand zu diesem Zeitpunkt schon still.³⁴ Doch der Chef der Abteilung Bauwesen im „SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt“ (WVHA), Hans Kammler, benötigte dringend Arbeitskräfte für die Errichtung unterirdischer Fertigungsanlagen von Jagdflugzeugen und VW-Waffen.³⁵ Und entlang der Grenze Österreichs zur Slowakei, zu Ungarn und Slowenien wurde seit Mitte Oktober 1944 am „Südostwall“ gebaut, einem System von Panzergräben und Befestigungsanlagen, welches das Vorrücken der Roten Armee auf Wien stoppen sollte – eine Erwartung, die es in keinsten Weise erfüllte.³⁶ Zwischen dem 6. November und dem 1. Dezember 1944 lieferte Ungarn 76.209 Personen,³⁷ darunter etwa dreißigtausend Budapester Jüdinnen und Juden,³⁸ aus, später übergebene Arbeitsdienstsoldaten wurden nicht gezählt. Die SS übernahm die Juden in Hegyeshalom und überstellte sie nach Zurndorf. Von dort kam ein Teil in Konzentrations- und Arbeitslager im „Deutschen Reich“, die anderen Männer und Frauen wurden auf österreichische Industriebetriebe, vor allem jedoch auf Lager entlang der Grenze aufgeteilt, wo sie zusammen mit deutschen und österreichischen Zivilisten, „Hitlerjugend“, Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen auf österreichischem und westungarischem Gebiet am „Südostwall“ mitarbeiten mussten.³⁹ Zunächst kamen ungarische Jüdinnen und Juden nur im „Gau Niederdonau“ und in Westungarn zu Schanzarbeiten zum Einsatz, ab Weihnachten auch im Gau Steiermark. Die Gauleitungen, die für den Bau des „Südostwalls“ verantwortlich waren, übernahmen auch das Kommando über die jüdischen Schanzarbeiter/innen sowohl auf österreichischem wie auch auf westungarischem Gebiet.⁴⁰ Dienststellen der Gauleitungen bestimmten, in welche Lager sie kamen, sowie ihre Unterbringung, Verpflegung, medizinische Betreuung, ihr Arbeitspensum und ihre Behandlung durch die ebenfalls von ihnen gestellten Wachmannschaften: Volkssturm und SA, aber auch Parteifunktionäre, die sogenannten „politischen Leiter“, und „Hitlerjugend“ (HJ). Da die jüdischen Schanzarbeiter/innen als „Schutzhäftlinge“ der Gestapo galten,⁴¹ erhielt diese regelmäßige Berichte über den Lagerstand,⁴² trat aber erst bei den Todesmärschen in Erscheinung, wo sie die Leitung der Transporte übernahm.⁴³

„Der Wert jüdischen Lebens“

Beim Bau des „Südostwall“s standen fast keine Maschinen zur Verfügung. Die viele Kilometer langen Panzersperren und -gräben wurden in erster Linie durch menschliche Arbeitskraft errichtet. Angesichts des großen Zeitdrucks mussten alle eingesetzten Menschen schwer arbeiten, besonders aber die Juden. Doch viele der jüdischen Deportierten kamen bereits in einem schlechten körperlichen Zustand in die Lager. Die Budapester Jüdinnen und Juden hatten den Weg zur Grenze zu Fuß zurücklegen müssen, wobei Tausende den Entbehungen und mörderischen Begleitmannschaften zum Opfer ge-

fallen waren. Die Überlebenden waren bei ihrer Ankunft in Hegyeshalom völlig entkräftet.⁴⁴ Aber auch der körperliche Zustand vieler Arbeitsdienstsoldaten war nach langer Zwangsarbeit für die ungarische Armee schlecht. Um aus den geschwächten jüdischen Arbeitskräften noch Leistungen herauszupressen wurden sie mit menschenverachtender Grausamkeit behandelt. Gleichzeitig beschleunigten die schlechte Verpflegung, die menschenunwürdigen Unterkünfte und das Fehlen jeglicher Medikamente oder medizinischer Behandlung ihren Kräfteverfall.

Die Gauleitungen versuchten, sich der „unnützen Esser“ zu entledigen. Hugo Jury intervenierte bei Heinrich Himmler wegen ihres Abzugs.⁴⁵ Wenige Wochen nach Beginn des Arbeitseinsatzes wurde ein Großteil der jüdischen Frauen aus Westungarn abgezogen und in KZ-Lager verbracht.⁴⁶ An ihrer Stelle schanzten danach jüdische Arbeitsdienstsoldaten. Doch auch der steirische Gauleiter Uiberreither, der ab Weihnachten 1944 meist jüdische Männer für Schanzarbeiten erhielt, von denen viele bereits entkräftet waren, versuchte, Nichtarbeitsfähige abzuschieben.

Angesichts der durch den Vormarsch der Roten Armee notwendig gewordenen Evakuierungen der KZs im Osten waren die Lager im „Deutschen Reich“ im Winter 1944 bereits überfüllt, weitere Häftlingsmassen wurden erwartet. Daher fanden sich bald keine Lager mehr, die bereit waren, erschöpfte ungarisch-jüdische Schanzarbeiter/innen aufzunehmen. Statt dessen musste das Wiener SEK in Niederösterreich zwei sogenannte „Erholungslager“ für mehr als viertausend Personen einrichten, verwalten und versorgen.

Ab 8. Dezember 1944 wurde in Lichtenwörth ein „Erholungslager“ für 2.500 Schanzarbeiterinnen eingerichtet,⁴⁷ die aus Westungarn zurückgezogen worden waren.⁴⁸ Die Lagerinsassen mussten auf dem nackten Betonboden schlafen und erhielten Hungerrationen. Am 24. Jänner brach in Lichtenwörth Flecktyphus aus, dem bis zur Befreiung des Lagers am 2. April 180 Personen erlagen, danach starben weitere 67.⁴⁹

Noch tragischer war das Schicksal der meist männlichen Insassen des „Erholungslagers“ Felixdorf, die vermutlich aus „Niederdonau“ und Steiermark zurückgezogen worden waren.⁵⁰ Nach der Einrichtung von Lichtenwörth zögerte das SEK, die Verwaltung und Versorgung eines weiteren Lagers zu übernehmen. Da der Zug mit den Kranken jedoch bereits auf einer Irrfahrt durch Ostösterreich war, wurde schließlich die schwer bombengeschädigte Engelmühle als Lager in Betrieb genommen. Das Gebäude besaß weder Fensterscheiben noch Öfen. Von den 2.087 Menschen, die am 5. Jänner 1945 ins Lager aufgenommen wurden, waren bei der Befreiung am 2. April nur mehr 75 bis 80 Personen am Leben, die anderen waren an Flecktyphus oder anderen Krankheiten, Hunger und Kälte gestorben. Das SEK hatte zwar die Lager eingerichtet und Lagerkommandanten bestellt, doch da die arbeits-

ler und Flüchtlinge zu erschießen. Dieser Befehl gab dem Einzelnen einen erheblichen Ermessensspielraum. Überlebende berichten, dass Personen, die ihre Notdurft verrichten oder Wasser trinken wollten und deshalb aus der Kolonne ausscherten, erschossen wurden. Andererseits gab es Einheiten, welche die Transporte unversehrt durch ihren Rayon schleusten. Überhaupt fällt auf, dass keineswegs alle Wachen mordeten, dass im Gegenteil Mörder häufig mehr als einem Menschen das Leben nahmen, während sich die Mehrheit der anderen keine Verbrechen zuschulden kommen ließ. Befehlsgemäß war nur die Erschießung einzelner Nichtmarschfähiger oder Flüchtlinge. Das blindwütige Schießen in einen marschierenden Transport, wie dies die Eisenerzer „Alarmkompanie“ am Präbichl machte, verstieß gegen den sogenannten „Schonungsbefehl“. Daher griff der Transportleiter, angeblich ein SS-Mann, hier ein, konnte jedoch den Tod von mehr als zweihundert Menschen nicht mehr verhindern.⁵⁵

Trotz des Befehls, keinen Häftling lebend in die Hände des Feindes fallen zu lassen, wurden in einigen steirischen Lagern Kranke und Erschöpfte zurückgelassen. Wenige Tage später tauchten – sicher nicht zufällig – Mordkommandos der Waffen-SS auf, die sie erschossen. Diese „Arbeitsteilung“ zwischen den Mannschaften der Gauleitungen und der Waffen-SS wurde während der Todesmärsche fortgesetzt. Bei Prebensdorf forschte der Volkssturm im Auftrag der Weizer Kreisleitung 18 Flüchtlinge aus und übergab sie Angehörigen der Waffen-SS Division „Wiking“, die sie erschossen.⁵⁶ Bei Graz übernahm die Waffen-SS sowohl die Suche nach als auch die Liquidierung von Flüchtlingen; sie führte also auch in der Steiermark „Säuberungsaktionen“ durch.⁵⁷ Zwischen Graz und Leoben verstärkten Angehörige der ukrainischen Waffen-SS die Wachmannschaften der Transporte in Richtung Bruck/Mur und zeichneten sich durch große Brutalität aus.⁵⁸

Dennoch wurden die meisten Morde von Angehörigen des „Volkssturms“ verübt. Ihre Zahl nahm hinter Leoben, als die Kolonnen gebirgiges Gebiet erreichten und die Kräfte der Marschteilnehmer/innen schwanden, zu. Als sie den „Gau Oberdonau“ erreichten, waren die Jüdinnen und Juden bereits völlig erschöpft, weshalb hier die meisten Mordopfer zu beklagen waren. Daneben starben zahlreiche Menschen an Hunger und Erschöpfung. Die genaue Zahl der Opfer steht nicht fest. Das Jüdische KZ-Grabstätten-Eruierungs- und Fürsorge-Komitee, das nach dem Krieg bemüht war, die sterblichen Überreste von Opfern, die nur notdürftig verscharrt worden waren, in würdige Gräber in Österreich und Ungarn zu überführen, schätzte die Zahl der ungarisch-jüdischen Opfer in Österreich auf 23.000.⁵⁹

Anmerkungen:

¹ Christian Gerlach und Götz Aly, Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden 1944/45, Stuttgart und München 2002, S. 132.

² Ebenda, S. 133; Szabolcs Szita, Ungarische Zwangsarbeiter in Niederösterreich (Niederdonau) 1944–1945. In: Unsere Heimat, Zeitschrift des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 63/1 (1992), S. 31–50, hier: S. 31.

³ Vgl. zu den divergierenden Zahlen der Deportierten: Randolph L. Braham, The Destruction of Hungarian Jewry, New York 1963, Dokument 440, S. 928; ders., The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary, New York 1981, S. 606 f.; László Varga, Ungarn. In: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 331–352, hier: S. 344.

⁴ Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Berlin 1982, S. 559. Die führenden Mitglieder des SEK waren neben Eichmann sein Stellvertreter Hermann Alois Krumei sowie Siegfried Seidl, Theodor Dannecker, Dieter Wisliceny, Franz Novak, Otto Hunsche und Franz Abromeit.

⁵ László Varga schätzt die Zahl der jüdischen Flüchtlinge in Ungarn auf 50.000, wobei die Polen die größte Gruppe darstellten. Varga, Ungarn, S. 340.

⁶ Wisliceny erlangte das Vertrauen der Waadah durch ein Empfehlungsschreiben von Rabbiner Dow Weismandel in Bratislava, der ihnen riet, Verhandlungen „auf wirtschaftlicher Basis“ zur Rettung jüdischen Lebens aufzunehmen. Zur erpresserischen Verwirrungstaktik Wislicenys in Bratislava, die diesem Schreiben vorausgegangen war, siehe: Yehuda Bauer, Jews for Sale? Nazi-Jewish Negotiations 1933–1945, New Haven und London 1994, S. 62–101.

⁷ Am 21.8.1944 wurden 384 Mitglieder des Palästina-Transports in die Schweiz entlassen, in der Nacht vom 6. zum 7.12. folgten die restlichen Transportteilnehmer/innen.

⁸ Neben 10.000 LKW verlangten die Deutschen die Lieferung von 200 Tonnen Tee, 800 Tonnen Kaffee, zwei Millionen Kisten Seife sowie kriegswichtige Waren, insbesondere Wolfram, ohne nähere Mengenangabe. Braham, Politics of Genocide, 941 ff.; Der Bericht des jüdischen Rettungskomitees aus Budapest 1942–1945. Vorgelegt von Dr. Reszö Kasztner, Archiv Yad Vashem (YVA) B/7–3, S. 33 ff.; Yehuda Bauer, „Onkel Saly“ – Die Verhandlungen des Saly Mayer zur Rettung der Juden 1944/45. In: Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte, 25. Jahrgang (1977), S. 190 ff.; ders., Sale, S. 102–238.

⁹ Eberhard Kolb, Bergen-Belsen. Vom „Aufenthaltslager“ zum Konzentrationslager 1943–1945, Göttingen 1986, S. 94; Andreas Biss, Der Stopp der Endlösung. Kampf gegen Himmler und Eichmann in Budapest Stuttgart 1966, S. 50 f., Bauer, „Onkel Saly“, S. 190 f.

¹⁰ Ausführlich dazu vgl. Bauer, Sale, S. 196–221.

¹¹ Kasztner, Bericht, S. 48.

¹² Am 7.7.1944 verordnete Reichsverweser Miklos Horthy einen vorläufigen Stopp der Deportationen und rettete damit die Budapester Juden.

¹³ Laut den Aufzeichnungen des Arbeitsamts Strasshof kamen die Deportierten aus folgenden Ghettos: 564 aus Baja, 6.641 aus Debrecen, 5.239 aus Szeged und 2.567 aus Szolnok. Zitiert in: Szabolcs Szita, Die ungarischen Juden in Strasshof an der Nordbahn. In: Ernst Bezemek und Josef Prinz (Hg.), Der Bezirk Gänsersdorf 1945. Begleitband zur Ausstellung im Schloss Jedenspeigen 13. Mai bis 26. Oktober 1995, S. 165–169, hier: S. 166.

¹⁴ Vgl.: Schnellbrief des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Ernst Kaltenbrunner, an den Bürgermeister von Wien, SS-Brigadeführer Blaschke, 30.6.1944, Dok. 3803-PS. In: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof (IMG), Bd. XXXIII, Nürnberg 1947, S. 168 f.

¹⁵ Vgl.: Schreiben des Gemeindeamts Mitterbach am Erlaufsee an das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), vom am 24.4.1986, DÖW E 20.087; Bericht des Gendarmeriepostens Großhollenstein an das Landratsamt Amstetten vom 22.6.1944, DÖW E 19.829; Bericht von H. D., 22.9.1995, Sammlung des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich (Injoest).

¹⁶ Der Reichsstatthalter in Niederdonau, Niederösterreichisches Landesarchiv (NÖLA), IV c-1945-VII/4-VI/12, Zl. 55/1945, Kt. 1771.

¹⁷ LG Wien Vg 1 Vr 770/46.

¹⁸ DÖW E 19.829.

¹⁹ LG Wien Vg 1 Vr 770/46.

²⁰ Antrag auf Ausstellung von Arbeitskarten für jugendliche

Erinnerungsreste, Lesestörungen

Aus der Sammlung des Sigmund Freud Museums



6.2.-21.09.2008

Die Bestandspräsentation „Erinnerungsreste, Lesestörungen – Aus der Sammlung des Sigmund Freud Museums“ führt die BesucherInnen in Archiv und Bibliothek des Hauses. Bisher im Verborgenen aufbewahrte Bilder, Schriften und Gegenstände sind zu sehen und liefern einen Überblick über die Sammeltätigkeit in Sigmund Freuds Lebens- und Arbeitsräumen.

Erstausgaben und Korrekturmanuskripte Sigmund Freuds werden ebenso gezeigt wie Arbeiten des Psychoanalytikers Richard Sterba. Darüber hinaus sind viele private Fotos und Schriftstücke Anna Freuds, die in jenen Räumen gelebt und analysiert hat, zu sehen.

Papierreste, Korrekturen

Für Freud waren seine Manuskripte lediglich Arbeitsmittel, die ständig korrigiert wurden oder kurzerhand in den Papierkorb wanderten. Für lange Zeit ging er mit seinen Papieren sehr sorglos um: Das Manuskript der „Traumdeutung“ warf er sofort nach deren Erscheinen weg. Die Sigmund Freud Privatstiftung besitzt ein Typoskript des Buches „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ mit handschriftlichen Korrekturen Freuds.

Richard Sterba (1898-1989) verfasste mit dem „Handwörterbuch der Psychoanalyse“ eine erste Enzyklopädie zu dieser Wissenschaft. Zwischen 1936 und 1937 erschienen fünf Lieferungen von A, wie Abasie, bis G, wie Größenwahn, ehe er in die USA emigrierte.

Psychoanalytikerinnen, Patientinnen

Die Bibliothek des Sigmund Freud Museums geht auf eine Schenkung von Anna Freud zurück. Eine Aneinanderreihung der Bücher aus ihrer privaten Bibliothek im ehemaligen Praxisraum der jüngsten Tochter Sigmund Freuds ergibt eine Collage zu ihrer intellektuellen Biografie.

Ein Teil der Ausstellung zeigt den Nachlass von Margarethe Trauteneegg, geborene Csonka. Trauteneegg wurde wegen ihrer homosexuellen Neigungen zu Freud geschickt. Ihre Fotos ordnete sie zum einen in Alben, die ihre offizielle Geschichte erzählen, zum anderen besteht ihr Foto-Nachlass aus losen Einzelfotos, in denen sie abgeschirmt von offiziellen Blicken ihre Lieben und Affären aufbewahrte. Eine Vitrine zeigt Stücke aus dem Nachlass Eva Rosenfelds mit Briefe und Schriftstücke mit persönlicher Widmung Anna Freuds sowie einer Notiz von Marlene Dietrich.

Sigmund Freud Museum:

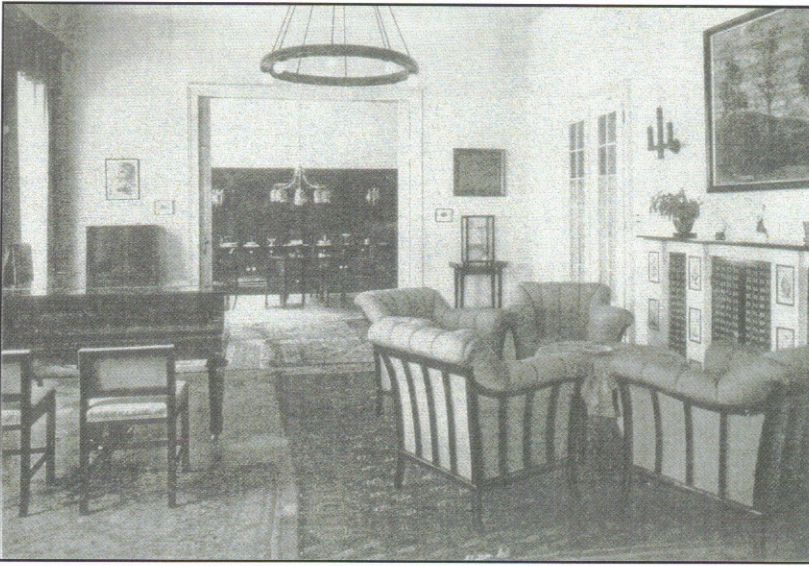
Adresse: Berggasse 19, 1090 Wien (9. Bezirk, Alsergrund)

Info-Kontakt: Telefon: +43-1-319-1596 / Fax: +43-1-317 02 79

E-Mail: office@freud-museum.at ; Internet: www.freud-museum.at

Öffnungszeiten: Täglich 9.00-17.00 Uhr

Juli bis September täglich 9.00-18.00 Uhr



Wohnung Josef und Alice Morgenstern, Musikzimmer mit Schiele-Bild (Innendekoration 1924)

Hamerschlag, mit der er 1934 zur Planung eines letztlich nicht realisierten Hotelbaus nach Haifa übersiedelte.⁷

Über Josef Berger kam Bauer in die Kreise um Bergers Schwester Hilde und deren Mann, den Dichter und Glasbläser Fritz Lampl⁸, und frequentierte deren Salon im von Otto Wagner entworfenen Haus Döblergasse 4. Die Kunstgewerblerin Cornelia (Nelly) Hamerschlag kam durch die Heirat ihrer Schwester Margarete mit Pepi Berger in den Döblergassen-Kreis. Ihr Sohn erinnert sich: „Otto Bauer war ein guter Freund von Pepi Berger. [...] Die Geschwister Hamerschlag, d. h. meine Mutter Nelly und Margarete Berger, haben, wahrscheinlich vor allem durch die Lampls, Floch, Merkel, Ehrlich, Ehrenstein, Felix Salten u. a. kennengelernt und durch Josef Berger Bauer [und] Behrens.“⁹ Nelly Koch-Hamerschlag berichtet in ihren unpublizierten Erinnerungen:

„Lange nach ihrer Hochzeit machten Pepi und Gretl ihre Hochzeitsreise, die insofern ungewöhnlich war, als alle ihre Freunde mit ihnen kamen. Sie waren zu elft in der kleinen Pension am Gardasee: sie selbst, Hilde und Fritz Lampl, Otto Bauer, der Dramatiker Carl Zuckmayer, Albert Ehrenstein – ein Schriftsteller, der damals auf dem Höhepunkt seines kurzen Ruhmes war –, Fritz Hohenberg mit ihrer kleinen Susi und die beiden Architekten namens Breuer.¹⁰ [...] Zu Beginn unserer Beziehungen zu den Lampls trafen wir oft den Architekten Otto Bauer, einen großen, immer sehr eleganten Mann, dessen abgeflachte Ohren ihn wie einen Faun aussehen ließen. Er war in Olmütz geboren¹¹ und versuchte, seinen tschechischen Akzent zu verbergen, indem er Wiener Dialekt sprach. Er war damals in Begleitung von Ellinor Tordis, einer Tänzerin jenseits des Höhepunkts ihrer Karriere, immer noch reizend, die in Deutschland großen Erfolg gehabt hatte. [...] Bauer verschwand bald aus Wien und zog nach Paris [...] weil eine rumänische Prinzessin zu ihm gesagt hatte: ‚Was, Sie hier? Ihr Platz ist in der Welt.‘“¹²

1924 arbeitete Bauer mit Adolf Loos an dessen Entwurf einer Villa für den ungarischen Juristen, Investmentbanker und Sammler botanischer Werke sowie „pornografischer Esoterik“ Dr. Árpád Plesch in Croissy-sur-Seine bei Paris¹³ und, mit Loos und Paul Verdier, am nicht realisierten Entwurf eines kreisrunden Ausstellungspavillons. Im folgenden Jahr war er auch an Loos' Projekt eines Bürohauses am Boulevard des Italiens/Rue du Hanovre/Rue Louis-le-Grand in Paris beteiligt.¹⁴ Loos strebte seit 1924 an, sich mit seiner Frau Elsie dauerhaft in Frankreich niederzulassen, und hielt sich immer wieder längere Zeit in Paris auf. Er wurde dabei vor Ort von getreuen Schülern unterstützt, erst von Wilhelm Kellner, ab 1925 zusätzlich von Norbert Krieger, außerdem einige Zeit lang von Walter Loos.¹⁵ Ende 1925 meldete er

sich in Österreich ab, das von Heinrich Kulka¹⁶ weitergeführte Wiener Büro in der Beatrixgasse wurde aufgelöst. 1926 waren neben Krieger Jean Welz und Zlatko Neumann¹⁷, den im Sommer 1927 Kulka ablöste, bei Loos.¹⁸ Außerdem kam immer wieder Besuch von Freunden wie Grete Schütte-Lihotzky, Oswald Haerdtl oder Gustav Schleicher, der im August 1926 mit seiner Schwester Bertel und dem Maler Willi Baumeister aus Stuttgart anreiste. Man saß meist im Café du Dôme, wo Loos gerne improvisierte Vorträge samt anschließender Fragerunde hielt, oder ging in den Künstlerclub „The Jockey“, der auch das Stammlokal von Man Ray und Kiki du Montparnasse war. Den Club am Boulevard du Montparnasse betrieb ein ehemaliger Jockey zusammen mit dem amerikanischen Künstler Hilaire Hiler, der die Gäste als Jazz-Saxophonist und –pianist unterhielt.¹⁹ Zum Pariser Loos-Kreis gehörten auch die Komponisten Arthur Honegger und Darius Milhaud, der Designer Francis Jourdain und der Maler Jules Pascin (eigentlich Julius Pinkas), dessen Schwester mit Leopold Goldman, dem Bauherrn von Loos' Haus am Michaelerplatz, verheiratet war.²⁰

Vermutlich machte August Graf Zamoyski, der zu dieser Zeit eine kubistische Portraitbüste von Loos anfertigte, diesen 1925 mit Tristan Tzara bekannt.²¹ Der damals 29jährige Dadaist war gerade mehr oder weniger bürgerlich geworden, hatte seinen Geburtsnamen Samuel Rosenstock offiziell in Tristan Tzara geändert, die französische Staatsbürgerschaft angenommen und die schwedische Künstlerin Greta Knutson geheiratet. Im August 1925 entstand Loos' erste Skizze für Tzaras Haus, das im folgenden Jahr in der Avenue Junot auf dem Montmartre gebaut wurde.²² An der Detailplanung war neben Zlatko Neumann auch Otto Bauer beteiligt.

in deutschsprachigen Fachmedien. 1928 erschien in „Wasmuths Monatsheften für Baukunst“ ein von Bauer und Josef Bergers Büropartner Martin Ziegler verfasster kurzer Text zum Thema Wohnungsbau in Wien.³² 1931 konnte Bauer in Wien einen kleineren Gemeindebau in der Zeleborgasse 7 (Wien 12) realisieren, der eine räumlich differenzierte Lösung für seine Lage an einer spitzen Ecke findet und alle Schwere durch filigrane Balkone in der Art der „Wiener Schule“ um Josef Frank vermeidet. Bis 1936 blieb Bauer mit der Adresse Wiedner Gürtel 58 in Wien gemeldet.

Nach fünf erfolgreichen Jahren in Paris konnte Bauer 1931 „Joe“ Bergers Schwägerin Nelly Hammerschlag helfen, Kontakte zu knüpfen, als diese nach einer vorübergehenden Sekretariatstätigkeit im Büro Berger/Ziegler beschloss, nach Paris zu ziehen. Er erwies sich dabei als echter Schüler von Adolf Loos, dem finanziell immer klammen, aber Freunden gegenüber grenzenlos großzügigen Freund von Frauen, eleganter Kleidung und gutem Essen:

„Der umtriebige Freund war sicherlich Otto Bauer, der mich einlud, zu ihm zu kommen, wann ich wollte. Er wohnte in der Avenue du Président Wilson, in einem sehr schicken Viertel. Er hatte eine österreichische Sekretärin, Sabine, mit der ich plauderte und die mich über die vielfältigen Herzensgelegenheiten ihres Arbeitgebers informierte. Bauer war immer von einer perfekten Eleganz, aber Sabine klärte mich auf, dass dieser Anschein oft täuschte. Oft war Otto Bauers Konto leer, was ihn nicht daran hinderte, im ‚La Maison du Blanc‘, einem sehr schicken Geschäft an der Place de l’Opéra, Bestellungen zu machen und zum besten Schneider zu gehen. Das war seine Taktik, und sie war gut; denn wer hätte Vertrauen in einen armen, schlecht gekleideten Kerl gesetzt? Er verkehrte nur in den elegantesten Kreisen, und seine Eleganz war die Basis seiner Aktivität. [...] Otto Bauer war sehr gut zu mir, sei es wegen seiner Bewunderung für Joe, seinen ehemaligen Kollegen, sei es weil er Sympathien für mich hatte. Er gab mir manchmal kleine Sekretariatsarbeiten, damit ich ein paar Sous verdienen konnte, und führte mich danach zum Essen in ein gutes Restaurant aus.“³³

Ihre Ausbildung bei Franz Čížek an der Wiener Kunstgewerbeschule ermöglichte es Nelly Hammerschlag in Paris, kleine kunsthandwerkliche Objekte herzustellen. Nach ihrer Heirat mit dem elsässischen Architekten Paul Koch webte sie im gemeinsamen Wohn-Atelier im Impasse du Rouet selbst entworfene konstruktivistisch gemusterte Textilien, mit denen sie den Lebensunterhalt für beide sicherte, da Koch, damals noch Student, kein regelmäßiges Einkommen hatte. Neben Bauer war ein wichtiger Kontakt der Wiener Maler Josef Floch, „dessen Atelier nicht weit von dem war, in dem sie mit meinem Vater bis 1940 lebte und wo sie eine direkte Nachbarin von Georg Merkel und seiner Frau war. In einem benachbarten Atelier lebte und arbeitete der Maler [Georges] Vantongerloo.“³⁴

1936 nahm Bauer das Motiv des Glaszylinders aus dem Haus in Garches wieder auf, als er sich am offenen Wettbewerb für den österreichischen Pavillon auf der Weltausstellung 1937 in Paris beteiligte. Ausgezeichnet wurden die Entwürfe von Erich Boltenstern, Oswald Haerdtl und Egon Fridinger. Wie einem Brief von Oswald Haerdtl an seine Frau Carmela zu entnehmen ist, wurde wegen der hohen Kosten aller drei Entwürfe auf Empfehlung des österreichischen Expo-Generalkommissärs und österreichischen Generalkonsuls Guy Pascal Montmartin zusätzlich Bauers Entwurf in die Endauswahl genommen. Das Projekt, von dem zwei Modellfotos überliefert sind³⁵, kennzeichnete die Konzeption eines Rundganges über ein System von Rampen, das Treppensteigen unnötig machte, ähnlich wie es später Frank Lloyd Wright beim New Yorker Guggenheim Museum realisierte. Dank seiner mehrgeschossigen Anlage punktete Bauers Entwurf durch ein hervorragendes Verhältnis von Kosten und Baufläche. Adolph Stiller³⁶ erwähnt in seinem Abriss der Planungsgeschichte des Pavillons Verbindungen Bauers zu Montmartin, der in Paris auch den Vorsitz des Komitees der ausländischen Kommissäre innehatte. Er hatte Bauer gleichzeitig mit dem Entwurf der Bebauung einer „Wiener Straße“ betraut, die er im Zuge der Weltausstellung gewinnbringend zu vermarkten plante, und favorisierte, wie Stiller vermutet, Bauer aus privaten Interessen als Immobilienspekulant.

In einer zweiten Runde des Pavillon-Wettbewerbs wurden Boltenstern und Haerdtl zu einer Überarbeitung ihrer Entwürfe aufgefordert, während Bauer weiterhin vor allem mit den niedrigeren Kosten und der einfacheren und schnelleren Abwicklung, die sein Pariser Büro zu leisten im Stande sei, argumentierte und seine Sache sogar mit persönlichen Vorsprachen beim Ministerium für Handel und Verkehr in Wien verfolgte. Bauers Büro in der Avenue du Président Wilson Nr. 9 lag direkt am Expo-Gelände, zwischen der Place du Trocadéro mit dem Palais de Chaillot und dem ebenfalls für die Weltausstellung gebauten Palais de Tokyo. Als sich eine Entscheidung zugunsten Bauers abzuzeichnen begann, setzte Kunststaatsrat Clemens Holzmeister, der Oswald Haerdtl favorisierte, über seinen persönlichen Freund, den Minister für Handel und Verkehr Fritz Stockinger, vom Ausland aus alle Mittel ein, um eine Beauftragung Bauers zu verhindern. Im Österreichischen Staatsarchiv hat sich ein Zettel mit einer Telefonnotiz erhalten: „Holzmeister ersucht, auf keinen Fall Bauer zu beauftragen.“³⁷ Holzmeister konnte sich schließlich durchsetzen, Oswald Haerdtl erhielt den Auftrag. Auch zum Bau von Montmartins „Wiener Straße“ kam es nicht. Wegen nicht eingehaltener Vereinbarungen und nicht erfolgter Bezahlung für Bauers Entwürfe hätte die Sache laut Stiller beinahe vor Gericht geendet.

förderte. Rauschende Feste wurden gefeiert, wenn Tzara und Aragon aus Paris zu Besuch kamen. Tzara hatte im spanischen Bürgerkrieg gekämpft und nach der Trennung von Greta Knutson den Zweiten Weltkrieg unter falschem Namen in der Résistance in Aix-en-Provence überlebt. Zu Hilde Polsterer s. auch Milan Dubrovic, Veruntreute Geschichte. Wien/Hamburg: Zsolnay, 1985, S. 200ff.

26 s. Helmut Weihsmann, In Wien erbaut. Lexikon der Wiener Architekten des 20. Jahrhunderts. Wien: Promedia, 2005.

27 Freundlicher Hinweis von François Koch. Das Projekt wird in zeitgenössischen Publikationen zu Bauer nicht erwähnt. Laut der Website des American Hospital (www.american-hospital.org/Histoire.423.0.html) entstand der Neubau des Krankenhauses in mehreren Etappen 1921-26. Planende Architekten sind nicht genannt. Eine Anfrage beim American Hospital blieb unbeantwortet, ebenso wie Anfragen bezüglich Otto Bauer bei einschlägigen französischen Architekturinstitutionen und -archiven. Nichts Näheres bekannt ist über Bauers angebliches Wettbewerbsprojekt einer Oper für Arnold Schönberg in Paris (1927).

28 s. *Mobilier et Décoration August 1930*, S. 49; Bau- und Werkkunst 1930/31, S. 23ff./212ff.; Die Bühne 299, März 1931, S. 22ff./59; L'architecture 1931, S. 84ff.; Adolf Schuhmacher, Ladenbau, Stuttgart: Julius Hoffmann, 1934, S. 49/134f., Auflagen 1939 (S. 59/144f.) und 1951 (S. 69/166f.); Das Werk 1936, S. 150f.; Herbert Hoffmann, Gaststätten, Cafés und Restaurants, Stuttgart: Julius Hoffmann, 1939, S. 102/188.

29 s. Innendekoration 1938, S. 86ff.

30 u. a. Wohnung S. in Neuilly, Arztwohnung Dr. R. und Wohnung L. in Paris.

31 s. Bau- und Werkkunst 1930/31, S. 217 und Die Bühne 299, März 1931, S. 22ff./59.

32 Abgesehen von diesem ist nur ein Text Bauers bekannt, ein kurzer Essay mit dem Titel „Von der Mission der Maschine“ (Innendekoration 1926, S. 434). Martin Ziegler hatte nach der Auflösung des Wiener Ateliers 1934 ein Büro im Margaretenhof in Wien 5. Ziegler und seine 1910 geborene Frau Seraphine Steinfeld besaßen in den dreißiger Jahren ein Grundstück in Palästina, emigrierten aber 1939 mit der neugeborenen Tochter Susanne Marina nach London, wo das Büro Berger/Ziegler zunächst weitergeführt wurde. Nach der Bombardierung des Londoner Büros übersiedelten die Zieglers 1940 in die USA. Seraphine Ziegler lebt hochbetagt in New York.

33 Nelly Koch-Hamerschlag, Mes premières années à Paris, unveröffentlichtes Manuskript, Übersetzung I. M.

34 Email an die Verfasserin vom 6. Dezember 2007, Übersetzung I. M. Nach dem Krieg lebte Nelly Hamerschlag-Koch einige Jahre in England, wo sie die Handweberei-Abteilung des Kaufhauses Liberty's aufbaute. Sie starb 95jährig im Jahr 1999.

35 veröffentlicht in L'architecture d'aujourd'hui 1937, S. 36, sowie bei Adolph Stiller, Oswald Haerdtl Architekt und Designer 1899-1959, Salzburg: Pustet / AZW 2000, S. 92.

36 Adolph Stiller, Oswald Haerdtl, S. 89ff.

37 Adolph Stiller, Oswald Haerdtl, S. 92. Stefan Plischke zitiert in seinem Aufsatz über den österreichischen Pavillon diese Telefonnotiz leicht abgewandelt – oder es handelt sich um zwei Notizen: „Holzmeister bittet, nicht Arch. Bauer zu betrauen!“ (Kunst und Diktatur, Hg. Jan Tabor, Ausst.kat. Künstlerhaus Wien 1994/Baden: Grasl, 1994, Bd. 1, S. 314)

38 Vollmer, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts, Leipzig: VEB E. A. Seemann, 1955; Schmidt, Österreichisches Künstlerlexikon A-D, Wien: Edition Tusch, 1980; Saur, Allgemeines Künstlerlexikon, München/Leipzig: K. G. Saur, 1993.

39 s. Weihsmann, In Wien gebaut, Wien 2005.

40 Zu Otto Bauer s. auch: Iris Meder, Offene Welten – die Wiener Schule im Einfamilienhausbau 1910-1938. Dissertation Universität Stuttgart 2001, elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2005/2094/, und dies., Lilly Steiner und der Pariser Loos-Kreis, in: Moderne auf der Flucht, Ausst.kat. Jüdisches Museum Wien 2008. ■

will essen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>

Namens der Bezirksvorstehung
von LIESING
wünscht Bezirksvorsteher

MANFRED WURM

allen

jüdischen BürgerInnen

ein schönes

PESSACHFEST!

house of **Beresin**

1070 Wien, Neubaugasse 11

Tel.: 523 27 79

Fax: 526 25 39

FAMILIE BERESIN

wünscht allen Freunden

und Bekannten

ein schönes Pessachfest.

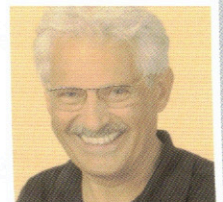
Der Josefstädter Bezirksvorsteher Heribert Rahdjian

wünscht allen jüdischen BürgerInnen ein

schönes und friedliches Pessach Fest

Schlesingerplatz 4/3. Stock, 1080 Wien. Tel: 01- 4000 - 08111. Email: post@bv08.wien.gv.at

Pages: www.josefstadt.wien.at, www.josefstadtwien.at



Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -

- Alarmanlagen -

wünscht allen Kunden, Verwandten,

Freunden und Bekannten

ein friedliches Pessachfest!

Franz Ahrer

Ihr Berater in der Filiale

Mariahilfer Straße 88A, 1070 Wien

E-Mail: franz.ahrer@raiffeisenbank.at

wünscht allen LeserInnen des DAVID

ein friedvolles Pessach-Fest!

Raiffeisen in Wien
Meine BeraterBank



Der
Bezirksvorsteher - Stellvertreter
von Hietzing

REINHARD FEISTRITZER

wünscht allen LeserInnen
ein schönes und friedliches
Pessachfest!

Die Bezirksvorsteherin
von PENZING

ANDREA KALCHBRENNER

*wünscht allen
jüdischen BürgerInnen
ein friedliches Pessachfest!*



CongressStadt Villach

In Villach erwartet Sie für Ihre Veranstaltungen eine inspirierende Mischung aus Atmosphäre und professioneller Betreuung.

villach :stadt

Das neue Congresshotel und die zahlreichen Beherbergungsbetriebe in der Altstadt bieten gemeinsam mit dem Congress Center Villach (CCV) das modernste Tagungs- und Veranstaltungszentrum im Süden Österreichs. Zentrale Innenstadtlage, die Nähe zum Bahnhof, die verkehrstechnisch leichte Erreichbarkeit über die Autobahnen und die zahlreichen, modernst ausgestatteten Säle und Räumlichkeiten für diverse Veranstaltungen zeichnen das CCV aus.

Informationen unter T +43 (0) 42 42 / 205-5800

treten werden mussten. Zum Sündenbock für die Gebietsverluste wurde die jüdische Bevölkerung gemacht. Eine Versammlung von einigen hundert jüdischen Demonstranten vor dem Hotel der ungarischen Delegation wurde von der Regierung als Vorwand für antijüdische Propaganda, aber auch zur Mobilisierung der slowakischen Bevölkerung benutzt. Auf Anordnung der Regierung sollten sogenannte mittellose Juden zusammen mit ihren Familienangehörigen in die abzutretenden Gebiete abgeschoben werden. Ohne Unterschied wurden Männer, Frauen, Alte und Kinder auf Lastwägen geladen und in die



Innenansicht des Chatam Sofer Memorials © Jüdisches Museum Bratislava

abgetretenen Gebiete gebracht. Geld und Wertgegenstände der insgesamt etwa 7.500 Personen wurden zurückgehalten, Wohn- und Geschäftsräume mit Hilfe von Staatsorganen konfisziert. Da Ungarn sich weigerte, die Zwangsausgesiedelten aufzunehmen entstanden im „Niemandland“ an der ungarisch-slowakischen Grenze Internierungslager. Die Zustände in den Lagern waren katastrophal, es mangelte an Lebensmitteln und Medikamenten. In inländischen Zeitungen wurde den Geschehnissen im November 1938 kaum Beachtung geschenkt, umso mehr erregten die Deportationen in der internationalen Presse von Paris bis New York Aufmerksamkeit. Schließlich wurde den Deportierten am 8. Dezember 1938 die Rückkehr in die Slowakei erlaubt. Die politische Verantwortung für die Geschehnisse lag bei Jozef Tiso, das Vorgehen gegen die jüdische Bevölkerung ging allein auf slowakische Initiative zurück. Die Stimmung innerhalb der Bevölkerung war von der Presse und der Regierung aufgeheizt, es bedurfte zu diesem Zeitpunkt keinerlei Drucks aus Deutschland.

Im März 1939 wurde Tiso nach Berlin zitiert und unter Druck gesetzt, einen „Schutzvertrag“ mit dem Reich abzuschließen. Die Slowakei wurde damit zu einem Satellitenstaat, und war militärisch, wirtschaftlich sowie in außenpolitischen Angelegenheiten an das „Dritte Reich“ gebunden. Deutsche Berater wurden als politische Koordinatoren in die slowakischen Ministerien entsandt. Im September 1940 traf der „Sonderberater der slowakischen Regierung für die jüdische Frage“, der SS-Hauptsturmbannführer Dieter Wisliceny in Bratislava ein. Bereits im März 1939 waren Gesetze zur „Arisierung“ erlassen worden, Juden wurden ihres Eigentums beraubt, diskriminiert und in die wirtschaftliche und soziale Isolation gedrängt. Auf Plätzen und in Parks hieß es fortan:

„Juden, Zigeunern und Hunden ist der Zutritt verboten.“ Dieter Wisliceny, einem engen Mitarbeiter Adolf Eichmanns, gingen diese Maßnahmen nicht weit genug. 1941 wurden Gesetze verabschiedet, die neben den „Nürnberger Rassegesetzen“ zu den schärfsten anti-jüdischen Verordnungen in Europa zählten. Sogar Briefe mussten mit einem Judenstern gekennzeichnet werden, eine Maßnahme, die nicht einmal für das „Deutsche Reich“ eingeführt wurde!

Bis Kriegsende kam es zu zwei Deportationswellen von Juden, in den Jahren 1942 und 1944. Die slowakische Regierung

erklärte sich 1942 mit den deutschen Deportationsplänen einverstanden und beteiligte sich an der Organisation der Transporte: Gemäß einer Vereinbarung wurden für jede Person 500 Reichsmark aus dem beschlagnahmten jüdischen Besitz an das „Deutsche Reich“ bezahlt, offiziell zur Deckung der Kosten für „berufliche Schulung“, Versorgung und Transport. Dafür erhielt die Slowakei die Zusage, dass die Deportierten von ihrem Arbeitseinsatz im Osten nicht zurückkehren und Deutschland auch keinen weiteren Anspruch auf das jüdische Vermögen erheben würde. Von März bis Oktober wurden an die 58.000 Juden, das waren fast zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung der Slowakei, verschleppt. Nur Personen, die aufgrund ihrer wirtschaftlichen Bedeutung oder als Konvertiten eine Ausnahmegegenehmigung hatten, blieben verschont.

Im Jahr 2000 klagte der „Zentralverband der Juden in der Slowakei Deutschland“ auf Rückzahlung dieses Betrags und Entschädigung von insgesamt 78 Millionen Euro. Die Klage wurde im Jänner 2003 endgültig abgewiesen mit der Begründung, der Zentralverband könne nicht als Rechtsnachfolger der ermordeten Juden gelten.

In einer zweiten Phase, die auf den slowakischen Nationalaufstand folgte, wurden im Herbst 1944 weitere 13.000 Personen deportiert. Das „Deutsche Reich“ hatte Wehrmachts- und SS-Einheiten zur Niederschlagung des Aufstandes entsandt, gleichzeitig wurde diese Situation von den Deutschen als letzte Möglichkeit gesehen, die „jüdische Frage“ in der Slowakei nach ihren eigenen Vorstellungen zu lösen. In den Reihen der Partisanen fanden sich auch viele slowakische Juden wieder. Unter ihnen waren zwei Männer, Rudolf Vrba und Alfred Wetzler, denen es Anfang April 1944 gelungen war aus Auschwitz zu fliehen. Sie erstellten als Augenzeugen-

jüdische Gemeinde in Prešov mit sich brachte:

Nach dem Krieg wurde der Besitz der Gemeinde nicht zurückgegeben, die finanzielle Situation war also denkbar schlecht. Seit einigen Jahren erhalten diejenigen, die während des Zweiten Weltkrieges verfolgt worden sind, von der „Conference on Jewish Material Claims Against Germany“, kurz „Claims Conference“, eine Entschädigung. Viele jüdische Bürger gingen während der realsozialistischen Zeit nicht in die Synagoge, andere nur heimlich, aus Furcht, sich verdächtig zu machen. Vor 1989 bestand die Gemeinde ausschließlich auf dem Papier. Auch heute sieht man nicht viele in der Synagoge, außer an den Hohen Feiertagen. Es gibt heute einfach nicht mehr genug Leute. In der Öffentlichkeit wird nach Otto Schwalbs Meinung dem jüdischen kulturellen Leben im Land heute aber mehr Aufmerksamkeit geschenkt, auch im Fernsehen.⁴

Zur Zeit gibt es nur mehr eine sehr kleine jüdische Gemeinde in der Slowakei. Nach den Schrecken des Krieges schrumpfte die Gemeinde in den Jahrzehnten des realsozialistischen Regimes noch weiter. In der Hauptstadt Bratislava leben etwa 800 Juden, weitere jüdische Gemeinden gibt es in den anderen großen Städten des Landes. Eines der wesentlichsten Probleme stellt die Überalterung dar, es gibt kaum junge Mitglieder. Sehr erfreulich und ein gutes Zeichen für die Zukunft ist, dass immer mehr Angehörige der jungen Generation sich für ihre jüdischen Wurzeln interessieren. In den letzten Jahren fassten jüdische Organisationen im Land Fuß und organisieren seitdem eine Reihe von Aktivitäten, besonders für Jugendliche.

Vor dem Krieg gab es Synagogen in fast jeder Stadt, diese verschwanden in der Zeit des Kriegs und des Realsozialismus fast vollständig. Die jüdische Gemeinde in Bratislava war vor dem Krieg weithin berühmt. Vom damaligen Glanz, den Synagogen, den jüdischen Schulen und den damals fast 15.000 Gläubigen ist heute nicht mehr viel zu spüren. Nichtsdestotrotz kommen Touristen aus ganz Europa, Israel und Amerika in die slowakische Hauptstadt, allein, um eine jüdische Stätte zu besuchen – das Grab von Chatam Sofer. Chatam Sofer war ein über die Grenzen des Landes bekannter Rabbiner des 19. Jahrhunderts. Er wurde 1762 in Frankfurt am Main als Moses Schreiber geboren. Schon in jungen Jahren beeindruckte er seine Lehrer durch sein außerordentliches religiöses Wissen. Nach seiner Ausbildung nahm er Stellen in Boskowitz (dt. Boskowitz), Prostějov (dt. Prossnitz) und Mattersburg (ung. Nagymárton) an, bevor er nach Bratislava ging, wo er 33 Jahre lang als Oberrabbiner wirkte und 1839 auch verstarb. In Bratislava gründete er eine Jeshiva, die unter seinem Einfluss zu einem bedeutenden und weltbekannten Zentrum jüdischer Bildung wurde. Chatam Sofer war ein anerkannter Gelehrter und Talmudexperte. Rabbiner kamen aus ganz Europa, um seinen Rat einzuholen und seine Meinung zu Rechtsfragen zu hören.

Dass die letzte Ruhestätte des bekannten Rabbiners heute besucht werden kann, grenzt an ein kleines Wunder. Sein Grab, sowie jene von 22 weiteren

Rabbinern, machen heute den kleinen Rest eines dreihundert Jahre alten jüdischen Friedhofs aus. 1942 sollte der gesamte Friedhof aufgelassen werden und einem Tunnel Platz machen. Obwohl mitten im Krieg, gelang es der jüdischen Gemeinde zu erreichen, dass zumindest das Grab Chatam Sofers sowie eine Reihe anderer Rabbinergräber erhalten blieben. Ein aufwendiger Betonsarkophag wurde um die Gräber herumgebaut. Jahrzehntelang waren diese nur noch durch einen schmalen Schacht sichtbar, darüber rollte der Verkehr. Die Pilger kamen trotzdem.

Fünfzig Jahre später wurde auf Initiative des „Internationalen Komitees von Genoi“, eines New Yorker Vereines, mit der Rekonstruktion begonnen. Die Straße wurde verlegt und der Beton entfernt. Die Herausforderung bestand darin, eine Stätte zu schaffen, die für Pilger und Betende zugänglich ist, dabei aber auf die religiösen Gesetze und die Ruhe der Toten Rücksicht zu nehmen. Seit 2002 kann das Mausoleum wieder besucht werden: Durch den Eingang, einen übergroßen schwarzen Kubus, gelangt man in die Tiefe zur eigentlichen Grabstätte. An den Wänden hängen Grabtafeln, die bei der Rekonstruktion entdeckt worden sind. Gläubige und Besucher kommen um zu beten und um Chatam Sofers Grab zu sehen, viele lassen kleine Zettelchen mit ihren Wünschen zurück – in Anlehnung an den Besuch der Klagemauer in Jerusalem. Durch die Decke ragen die Enden von Glasscheiben – drei davon sind von Vandalen zerschlagen worden und haben seither Risse.

Die Synagoge am Rybné namestí, dem „Fischplatz“ hatte ein ähnliches Schicksal wie der jüdische Friedhof mit der Ruhestätte Chatam Sofers. 1968 wurden Teile des ehemaligen Ghettos wie auch der Tempel abgerissen, um eine neue Donaubrücke zu errichten. Mitte der 1990er Jahre wurde zum Andenken an die 70.000 deportierten und ermordeten slowakischen Juden eine fünf Meter hohe Bronzestatue des slowakischen Künstlers Milan Lukac an der Stelle der alten Synagoge aufgestellt. Im September 2001 und auch 2002 legte Staatspräsident Rudolf Schuster einen Kranz vor das Holocaust-Mahnmal, als Mahnung und als Erinnerung an die antijüdischen Gesetze, die im September 1941 erlassen worden waren. Ein Jahr zuvor war der 9. September gesetzlich als „Gedenktag für die Opfer des Holocaust und von rassistischer Gewalt“ festgelegt worden.

Anstrengungen werden in den letzten Jahren vor allem im Bereich der Bildung unternommen. In Zusammenarbeit mit Israel gibt es in der Slowakei ein Programm für Pädagogen. Im Mittelpunkt stehen der Unterricht über die Shoah und der Umgang mit Antisemitismus und Rassismus. Es ist ein Beitrag zu einer objektiven Geschichtsaufarbeitung und ein Schritt zur Förderung der Toleranz. Als wichtiges Zeichen ist auch der „Marsch der Toleranz“ gegen Faschismus, Rassismus und Antisemitismus im März 2001 in Bratislava zu sehen, an dem mehrere hundert Personen teilnahmen.

Friedliches Miteinander in Bombay: Wo auch Hindus und Moslems „Shalom“ sagen - Touristenansturm in der Paradesi Synagoge in Kerala

 Bernd KUBISCH

Bombay - Außer den jüdischen Bürgern kennen in der Millionenmetropole Bombay (heute offiziell „Mumbai“) nur Historiker, wenige versierte Taxifahrer und die Nachbarn die sieben oder acht Synagogen der Stadt. Die Etz Haem Prayer Hall in einem Viertel mit vielen engen Straßen ist besonders schwer zu finden. Touristen verirren sich selten hierher. Ein freundliches «Shalom» zwischen Juden, Moslems, Christen und Hindus ist alltäglich in dem gemeinsam bewohnten Gebäude mit jüdischer Gebetshalle.



Cochin im Bundesstaat Kerala, Jüdischer Friedhof. Foto: Bernd Kubisch

Cochin - Viel lebhafter ist es an der Paradesi Synagoge in der Altstadt von Cochin im südlichen Bundesstaat Kerala am Arabischen Meer. Die Synagoge zieht täglich bis zu 1500 Menschen, fast alles Touristen an. Die jüdische Gemeinde ist auf etwa ein Dutzend Mitglieder geschrumpft, die fast alle 75 Jahre und älter sind. Die gesamte Altstadt von Cochin, auf indisch Kochi, ist Touristenmagnet, auch für Gäste aus den USA, aus Deutschland, der Schweiz, aus Österreich und Israel.

Der kleine Staat Kerala, in dem Lebensstandard, Bildung und Englisch-Kenntnisse deutlich über dem indischen Durchschnitt liegen, lockt die Fremden mit seinen Stränden, Bootstouren, Elefanten- und Naturparks sowie historischen Tempeln. Hauptattraktionen in Cochin, das gut 600 000 Einwohner hat, sind das Fort, der Hafen mit seinen chinesischen Hebenetzen, die Santa Cruz Basilika und die Synagoge im Stadtviertel Mattancherry.

«Synagogue Lane» und «Jew Town» prangen als Adressenhinweis und Werbung an vielen Ladenschildern in der Gasse, die zur Synagoge führt. «Craftex», «Kerala Art Emporium», «Little India» oder «Madonna Exports» heißen die knapp 30 Geschäfte, die Antiquitäten, religiöse Reliquien, Saris, Tee, Gewürze und auch viel Ramsch anbieten. Ein Schild weist die Richtung zum nahen jüdischen Friedhof.

Zur Synagoge hin wird die kleine Straße enger. Der weiße Uhrturm des jüdischen Gotteshauses am Ende der

Gasse ist von weitem sichtbar. An einem Schild unweit der Eingangstür zur Synagoge steht: «World Monuments Fund (WMF), Jewish Heritage Program». Es wird erklärt, dass dieses Programm jüdisches Erbe mit kultureller und künstlerischer Bedeutung bewahrt und unterstützt. Weiter heißt es (in Englisch): «Die Paradesi Synagoge wurde 1568 von spanischen, holländischen und anderen europäischen Juden erbaut. Der Uhrturm wurde 1760 hinzu gefügt.»



Bombay: Gassenkreuzung, Blick auf jüdisches Gebetshaus Etz Haem Prayer Hall, auf das das kleine blaue Schild an der Fassade hinweist - in dem Gebäudekomplex leben friedlich Juden, Christen, Hindus, Moslems und grüßen einander sich häufig mit "Shalom". Foto: Bernd Kubisch

«Paradesi» heißt in einigen indischen Sprachen «Ausländer». Das Gebäude ist Historikern zufolge die älteste erhaltene Synagoge auf dem indischen Subkontinent und im gesamten Commonwealth der ehemals britischen Kolonien. Als sich im 14. und 15. Jahrhundert jüdische Familien aus Europa im indischen Süden und in Cochin

ansiedelten, lebten die Malabari-Juden schon viele Jahrhunderte in der Region und waren im Gewürz-

Synagoge ist da drüben», sagt Lavina D'Costa. Sie zeigt auf das Gebäude vis á vis ihres Wohnhauses. Das Haus an der Balu Changu Ecke Patil Path hat eine gepflegte, helle Fassade, sieht schmucker aus als die meisten anderen Gebäude. In dem Viertel hier leben viele, die zum Mittelstand gehören. «Etz Haeem Prayer Hall», steht am Hauseingang. Judentern und hebräische Schriftzeichen leuchten auf blauem Grund an weiß gestrichenen Fenstern im zweiten Stock.

«Gehen Sie einfach hinein und die Treppe hinauf, klopfen Sie», sagt Lavina D'Costa. Die junge Frau stammt aus dem früher portugiesischen Goa und ist Katholikin. Dann verabschiedet sie sich mit «Shalom». Im Haus mit der Gebetshalle im zweiten Stock leben jüdische, muslimische, christliche und hinduistische Familien. Das Wort «Shalom» geht allen leicht über die Lippen. Es ist ein Gruß der Freundschaft und der gegenseitigen Respektbekundung.

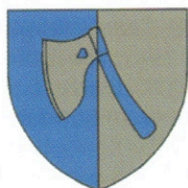
«Wir haben eine kleine heile Welt und wünschen uns, es könnte auch woanders so sein.» Dies sagt Aaron Daniel (77). Er und Michael Joseph (56) freuen sich über jeden Besucher, besonders wenn er aus dem Ausland kommt. Daniel ist der Verwalter der Synagoge. Joseph lebt im 1. Stock und sagt: «Ich bin hier aufgewachsen. Mein Vater war früher der Schammes. Auch vier jüdische Familien leben im Haus. Unsere kleine Gemeinde hat 150 Mitglieder.»

Daniel schätzt, «dass noch etwa 4.000 Juden in Bombay leben, in ganz Indien vielleicht 7.000 oder 8.000». Sieben oder acht Synagogen gebe es in Bombay. Der 77-Jährige zeigt voller Stolz die Gebetshalle. Thora, Gewänder, historische Bücher und Schriften, alles wird von ihm gepflegt. Blitzsauber ist es in dem Raum. Leuchter, Verzierungen und Schriften glitzern in Silber und Gold.

Zwar gibt es immer mehr Millionäre in der quirligen, wirtschaftlich boomenden Metropole - in der Industrie und in der Filmbranche «Bollywood» etwa. Aber die Armut in weiten Teilen der Bevölkerung der Zwölf-Millionen-Stadt ist sehr groß. Hunderttausende wohnen am Stadtrand in dürftigen Hütten aus Holz, Blech und Plastikplanen. Auch viele Menschen mit fester Behausung leben von der Hand in den Mund.

Zum Besuch der großen Magendavid Synagoge bleibt keine Zeit mehr. Der Fahrer stoppt kurz bei der Keneseth Elijahoo Synagoge, einem wuchtigen Gebäude in himmelblauer Farbe. Hier ist es lebhaft. Autos hupen, Menschen mit Aktentaschen, Körben und großen Tüten laufen die schmale Straße entlang. Es ist 17.30 Uhr - Rush Hour in Bombay. Das Taxi steckt im Stau. Der Fahrer denkt an die beschauliche Atmosphäre und die ruhige Gasse mit der Etz Haeem Prayer Hall und sagt: «Wenn es überall auf der Welt so harmonisch zwischen den Religionen wäre wie in diesem jüdischen Haus - wir hätten das Paradies auf Erden.» ■

Marktgemeinde
Wiener Neudorf
Europaplatz 2



Die Marktgemeinde Wiener Neudorf mit rund 10.000 Einwohnern liegt nur 3 Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt. Bereits im 9. Jahrhundert gibt es erste Aufzeichnungen, die Neudorf erwähnen. Auf Grund der unmittelbaren Nähe zur Stadtgrenze von Wien ist Wiener Neudorf ein beliebtes Ziel für Kino- u. Shoppingbegeisterte. Das Multiplexgebäude mit seinen 9 Kinosälen, verschiedenen Geschäften, multikulturellen Gaststätten und Vergnügungsbetrieben ist für Jung und Alt ein Eldorado. **Kulturell hat Wiener Neudorf viel zu bieten:** *Neujahrskonzert mit den niederösterreichischen Tonkünstlern * Wiener Neudorfer Woche im Juni * *Konzertabonnement im Alten Rathaus *Kindertheaterabonnement im Festsaal des Freizeitentrums *Ausstellungen *Lesungen. Reservierungen – Bestellungen – Anfragen: Kulturreferat der Marktgemeinde Wiener Neudorf 02236/625 01- DW 39 oder 40, e-mail:kultur@wiener-neudorf.gv.at.

Die Wiener Sozialdemokraten und ihr Vorsitzender, Bürgermeister Dr. Michael Häupl, wünschen allen Leserinnen und Lesern ein schönes und vor allem **friedvolles Pessach-Fest.**

SPÖ 
www.wien.spoe.at

Anning Lehmensick ein „Zwischenstück“ ein, „Die Biografie fällt aus der Rolle“, und erinnert daran, was ihre Eltern in der Nazi-Ära taten. Sie schließt mit den beschämten Worten: „So sitze ich besudelt, allein und berichte unter Schmerzen von diesen geschundenen, jungen Mädchen Eva und Vera und Mirjam.“

Am Rande wäre noch zu bemerken, daß man sich bei der Schreibweise der Ortsnamen mehr Aufmerksamkeit gewünscht hätte, so z.B. ist Gustav Mahler nicht in „Kalisli“ geboren sondern in Kalischt/Böhmen, Karl Kraus nicht in „Jacin“ sondern in Jicin (dt. Gitschin/Böhmen) usw.; auch hieß Košice im 19. Jh. Kassa bzw. Kaschau, ebenso hatte eine Reihe anderer angeführter Ortschaften der Zips zu jener Zeit ungarische oder deutsche Namen.

Claus Stephani

Wovon niemand gewusst haben wollte

Bernward Dörner: Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte.
Berlin: Propyläen-Verlag 2007
890 Seiten, Euro 30,80.-
ISBN 979-3-549-07315-5

Die Behauptung, man hätte von der Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen nichts gewusst, war und ist zentraler Topos individueller und kollektiver bewusster Verdrängung der NS-Verbrechen zum Zweck der Aufrechterhaltung der eigenen Lebenslüge. Zahlreiche Quellen und Berichte aus dem Dritten Reich zeigen jedoch, dass Verfolgung, Deportation und Vernichtung keineswegs unter völliger Geheimhaltung „am deutschen Volk vorbei“ durchgeführt wurden. Bernward Dörner, Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, untersucht in seinem Buch „Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte“ mittels systematischer Analyse zeitgenössischer Dokumente in „welchem Maß der deutschen Bevölkerung die Ermordung der europäischen Juden von 1945 bekannt wurde und wie sie diese Informationen aufnahm.“

Am Beginn der Untersuchung steht zuerst die Frage nach möglichen „Hindernissen der Wahrnehmung“ der Vernichtung. So hätten anfängliche Geheimhaltung, Tarnbegriffe, Desinformation sowie die Beschränkung des Täterkreises und Tempo der Tatausführung den Wahrnehmungsprozess behindert. Sehr rasch haben sich allerdings, so Dörner, die Informationen so weit verdichtet, dass spätestens ab Sommer 1942 die Massenmorde ein offenes Geheimnis in der deutschen Bevölkerung waren. Anhand der Analyse der „Möglichkeiten der Wahrnehmung“ und der verschiedenen Informationsquellen zeigt Dörner, dass Informationen über die Vernichtung sehr rasch und umfassend bekannt wurden. So haben ebenso die Berichte von Wehrmachtssoldaten und Angehörigen der Polizeieinheiten sowie von Zivilisten und „Fremdarbeitern“ die Vernichtung „im Osten“ thematisiert und Gerüchte verifiziert. Gleichzeitig wurden in der deutschen Öffentlichkeit, in den NS-Medien, in Reden und in der Presse permanent Vernichtungsdrohung ausgesprochen und wobei teilweise offen von „Ausmerzungen“ und „Ausrottung“ die Rede war. Als weitere Informationsquelle können die alliierten Rundfunksender und über Deutschland abgeworfene Flugblätter betrachtet werden, die die Vernichtung thematisieren. Am Beispiel geheimer

NS-Lage- und Stimmungsberichte sowie zahlreicher dokumentierter Äußerungen von Einzelpersonen und autobiographischer Quellen zeigt Dörner schließlich auf, in welchem Ausmaß die Massenmorde an der „Heimatfront“ bekannt waren.

Auf Basis dieser Ergebnisse versucht Dörner den „gesellschaftlichen Wahrnehmungs- und Reaktionsprozess“ von den Vorzeichen zu Beginn der NS-Herrschaft über die Gewissheit bis hin zur Verdrängung angesichts der drohenden militärischen Niederlage zu skizzieren. Diese Verdrängung, das „Nicht-gewusst-haben-Wollen“, setzt sich auch und vor allem, wie der Autor eindrucksvoll zeigt, in zahllosen Stellungnahmen nach 1945 fort.

Bernward Dörners Conclusio ist schon bekannt: der Judenmord war kein Geheimnis. Die Bedeutung des Buches liegt vor allem in der systematischen Analyse und Darstellung der Möglichkeiten der Information und der Bekanntheit der Vernichtung der Juden und Jüdinnen. Dennoch bleiben manche Kritikpunkte. Dörner tendiert dazu, die deutsche Bevölkerung als passive Masse im Zusammenhang mit dem Holocaust zu betrachten, etwa wenn er behauptet, dass vor allem der Terror der Nazis in den letzten Kriegsjahren jeglichen Widerstand unmöglich gemacht hätte. Zahlreiche Verbrechen aus Eigeninitiative gegen Kriegsende werfen ein anderes Licht auf diese Frage. Auch manche verstörenden bzw. verunglückten sprachlichen Formulierungen des Autors beeinträchtigen die Lektüre, die jedoch trotz allem einen wichtigen Beitrag in diesem zentralen Teilbereich der NS-Forschung darstellt.

Matthias Falter

www.casinos.at
Hotline +43 (0) 50 777 50

Dinner & Casino
Ein romantischer
Abend für zwei.

D&C
Dinner & Casino

Willkommen, mein Name ist Jack. Überraschen Sie mit einem schönen Abend: 4-gängiges Dinner & Casino Menü, ein Glas Sekt, Spielkapital im Wert von € 25,- und 4 Paroljetons, die Ihnen mit etwas Glück € 7.777,- bringen.
Dinner & Casino um nur € 52,-
die Geschenkidee nur von Casinos Austria. 12 x in Österreich.

CASINOS AUSTRIA
Machen Sie Ihr Spiel

und fühlen sich von der Geschichte mit demütigenden Erinnerungen an frühere Lebenssituationen in arabischen Ländern wieder eingeholt.

Den Blick auf Entwicklungen zu schärfen, die ernst genommen werden müssen, ist das große Verdienst dieses Sammelbandes. Kurzfristig ist wohl keine Veränderung zum Besseren zu erwarten. Auch der Herausgeber Dirk Ansorge meint in seinem Fazit, dass die aktuelle Lage leider kaum vermuten lässt, „dass die in den verschiedenen Beiträgen angesprochenen Herausforderungen rasch erkannt, entschieden angenommen oder gar gelöst werden.“ (S.15)

Heimo Gruber



Mein Großvater

Peter Singer, *Mein Großvater*. Die Tragödie der Juden von Wien. Aus dem Englischen von Wolfdietrich Müller. Hamburg-Leipzig-Wien: Europa Verlag 2005
292 Seiten, Euro 12,00.-
ISBN 3-203-82012-9

Peter Singer, geboren 1946 in Melbourne, ist ein sowohl weltberühmter, als auch umstrittener Philosoph und Bioethiker. Er gilt als einer der geistigen Väter der Tierrechtsbewegung und seine Theorien zur Euthanasie und Sterbehilfe haben schon einige Kontroversen ausgelöst.

Hier hat Peter Singer sich aber einem ganz anderen Thema zugewandt, nämlich einer Rekonstruktion der Lebensgeschichte seines Wiener Großvaters mütterlicherseits, David Ernst Oppenheim.

Mehr als 100 Briefe schrieben David Oppenheim und seine Frau an ihre nach Australien emigrierten Töchter, teilweise wurden diese von Adolf Gaisbauer in dem Buch *David Ernst Oppenheim: Von Eurem treuen Vater David* veröffentlicht. Bis dahin hatte Peter Singer sich kaum für diesen Teil der Familiengeschichte interessiert, erst nachdem er einen philosophischen Essay von David Oppenheim gelesen hatte, glaubte er darin eine gedankliche Verbindung zu diesem unbekanntem Großvater zu erkennen.

Durch Zufall fand Peter Singer weitere Briefe älteren Datums, solche, die David Oppenheim noch während seiner Studienzeit geschrieben hatte, ebenso unveröffentlichte Manuskripte. Das ermöglichte ihm sowohl überraschende Einblicke in das private Leben von David Oppenheim, wie auch eine gute Kenntnis von dessen wissenschaftlicher Arbeit.

David Oppenheim wurde 1881 in Brünn als Sohn des Sekretärs der Israelitischen Kultusgemeinde geboren. Seine Vorfahren waren seit Generationen als Rabbiner tätig gewesen, dazu gehörte auch David Oppenheim, der berühmte Oberrabbiner von Prag.

Nach Abschluss seines Studiums der Altphilologie an der Wiener Universität und Stellen am Wasa-Gymnasium, sowie einer Schule in Nikolsburg (tschech. Mikulov) wurde David Oppenheim 1909 Lehrer am Akademischen Gymnasium, wo er bis zu seiner Entlassung 1938 bleiben sollte. Wenn er sich auch gegen eine Universitätslaufbahn entschieden hatte, so betrieb er doch weiterhin wissenschaftliche Studien, vor allem in Psychologie, um wie er schrieb „das Geheimnis der Menschenseele“ zu erforschen. Das führte ihn zu den Vorlesungen von Freud und er wurde Mitglied der Wiener Psychoanaly-

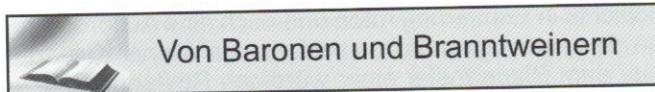
tischen Vereinigung. Aber es kam zum Bruch mit Freud, als er die Partei von Alfred Adler nahm, mit dem er dann bis 1930 zusammen arbeitete.

1906 hatte David Oppenheim Amalie Pollak geheiratet. Sie war ebenfalls die Tochter eines Rabbiners, hatte Mathematik und Physik studiert und gehörte zu den ersten Frauen, die an der Wiener Universität promovieren konnten.

Das Familienleben endete mit dem „Anschluss“. David Oppenheims zwei Töchter konnten 1938 nach Australien fliehen, aber er selbst glaubte zu diesem Zeitpunkt noch, dass ihn seine Kriegsauszeichnungen des 1. Weltkrieges vor einer Verfolgung durch die Nazis schützen würden. Von diesem Glauben, konnten ihn auch besorgte Schüler, darunter Erwin Ringel, nicht abbringen. So blieb er mit seiner Frau in Wien und in dieser Zeit der zunehmenden Entrechtung mit all den Demütigungen gab es nur die Briefe der Kinder als einzigen Lichtblick. 1942 wurde das Ehepaar nach Theresienstadt deportiert, dort starb David Oppenheim 1943 an den furchtbaren Lebensbedingungen. Nur Amalie konnte überleben und 1946 zu ihrer Familie nach Australien übersiedeln.

Peter Singer hat keine traditionelle Biographie geschrieben, er hat sich vor allem auf die Suche nach der Gedankenwelt seines Großvaters begeben und wollte wissen, wie weit diese mit seiner eigenen übereinstimmt.

Evelyn Ebrahim-Nahooray



Von Baronem und Brantweinem

Martha Keil (Hg.), *Von Baronem und Brantweinem*. Ein jüdischer Friedhof erzählt. Mit Fotos von Daniel Kaldori. Mandelbaum Verlag Wien 2007
Euro 24, 90.-
ISBN 978385476-131-0

Der jüdische Friedhof in Wien-Währing, Schrottenbachgasse, stand in letzter Zeit mehrmals in der Aufmerksamkeit der Medien, denn sein unaufhaltsamer Verfall schreit nach einer sofortigen Sanierung. Der vorliegende Bildband mit aktuellen Fotos von Daniel Kaldori und einer historischen Einleitung von Martha Keil dokumentiert diese Situation einfühlsam und ungeschönt.

Der Währinger Friedhof wurde von 1784-1880 sowohl durch Wiener als auch durch niederösterreichische Verstorbene belegt. Von den ursprünglich ca. 9000 Gräbern existieren aufgrund von Zerstörungen während der NS-Zeit noch ungefähr 7000, die Grabsteine sind allerdings entweder völlig zerstört, stark verwittert oder durch Überwachsung kaum mehr lesbar. Da in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg Archivare der Kultusgemeinde Wien die Grabinschriften abgeschrieben haben und diese Aufzeichnungen sowie die Gräberbücher und Totenbeschauprotokolle erhalten sind, ließen sich zumindest die Eckdaten der Begrabenen erheben und sind auf der Friedhofsdatenbank der IKG Wien zugänglich. Die in der Nazizeit zum Zweck von rassenkundlichen Forschungen erfolgten Exhumierungen, darunter der sterblichen Überreste von Fanny von Arnstein, machen den Friedhof zu einem besonderen Gedächtnisort.

In der Einleitung beschreibt Martha Keil den kulturellen Wert des Friedhofs, der sich nicht nur an den hier begrabenen bedeutenden Persönlichkeiten sondern auch in der für die Belegungszeit so typischen Grabsteingestaltung zeigt. Diese einmalige Kultur von Geben und Nehmen

Für den aufklärungsinteressierten Leser – gleich welcher politischen Couleur – ist „Die Springer Kontroverse“ ein authentisches und überzeugendes Zeitdokument, auf dessen zweiten Teil man gespannt sein darf, vermittelt es doch sowohl einen Eindruck der ungelösten Probleme der Republik, als auch unvermittelte Einblicke in die geradezu diametralen Lehren, die in Deutschland aus dem Holocaust gezogen wurden: Döpfner ist Zionist. Was aber ist Grass?

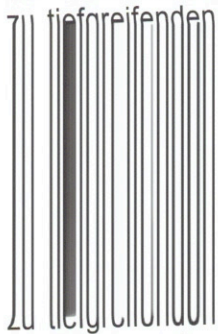
Yves Pallade

Das Standardwerk zum Jüdischen Friedhof Währing

Tina Walzer: Wiener Familienalbum. Der jüdische Friedhof Währing. Mit Beiträgen von Charles E. Ritterband und Michal Scheriau. Fotografien von Werner Schrödl. Wien: Schlebrügge Editor 2008. Ca. 180 Seiten, zahlreiche Abb. in s/w, 2 ausklappbare Pläne, Euro 19,80.- ISBN 978-3-85160-111-4

Das lange mit Spannung erwartete Standardwerk zum jüdischen Friedhof Währing ist im Erscheinen. Die wohl beste Kennerin der jüdischen Friedhöfe Österreichs, die Historikerin Tina Walzer, hat die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen in äußerst anregender und gut lesbarer Form zu Papier gebracht. Die Lektüre weckt Interesse an der faszinierend vielfältigen Welt der jüdischen Vergangenheit Wiens und macht Lust, sich auf Entdeckungsreise zu begeben und diesen vergessenen Aspekt der Stadt auch auf eigene Faust zu erkunden.

Dabei werden neueste Erkenntnisse aus der Forschung zur Geschichte des Areals präsentiert, die das Bild, das wir uns bisher vom jüdischen Friedhof Währing gemacht haben, substantiell verändern. Vor allem die Ereignisse der NS-Zeit, die



Zerstörungen des Areals, zu Schändung und Missbrauch

Hauptthemen der Führungen wieder auf. Die Portraits der rund 80 vorgestellten Familien sind mit zahlreichen Abbildungen versehen, die das sehr persönliche Bild der Zeit abrunden. Das Buch versteht sich auf diese Weise als Gedenkbuch zur Erinnerung an die durch den Nationalsozialismus vernichteten Familien und verbindet diese vergessene jüdische Geschichte erstmals wieder mit der Geschichte Wiens. So führen die klingenden Namen wie Strauss, Hofmannsthal, Kuffner, Lieben, Todesco, aber auch Fanny von Arnstein, die zu den einprägsamen Grabdenkmälern gehören, tief in die Stadtgeschichte Wiens hinein, aber auch in die Kulturgeschichte Österreichs. Dazu zählen neben den Gründungsvätern der Wiener Kultusgemeinde und den berühmtesten Wissenschaftlern und Gelehrten ihrer Zeit auch die Galionsfiguren der österreichischen Industriellen Revolution - die Gründer der Eisenbahnlagen, der Nahrungsmittel-, Textil- und Rohstoffindustrie ebenso wie der ersten privaten Bildungs- und Fürsorgeeinrichtungen und Versicherungsgesellschaften. Diese so erfolgreiche, durch Aufklärung und Assimilation geprägte Einwanderergeneration schuf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen für die Blüte der Wiener Kultur, wie wir sie als Wien um 1900, als Fin de Siècle, kennen.

Der erstmals präsentierte kunsthistorische Formenkatalog aller Grabdenkmäler auf dem jüdischen Friedhof Währing rundet das Bild dieser in ganz Europa einzigartigen Anlage, die man durchaus als Museum unter freiem

Himmel betrachten kann, ebenso fundiert ab wie die Einführung in Gestaltungsprinzipien und Funktionsweise eines jüdischen Friedhofes.

Der sorgfältig ausgestattete Band ist durch die erstklassigen Fotos des international ausgezeichneten Fotografen Werner Schrödl gekrönt. Die beigegebenen Pläne und die grafische Gestaltung erlauben dem Besucher einfache und schnelle Orientierung und vermitteln dem Leser ein eindringliches, in vielem berührendes Bild von



Wappen der Familie Königswarter, Gründungsväter der IKG Wien, geschmückt mit der bonapartistischen Biene als politischem Statement. Foto mit freundlicher Genehmigung Schlebrügge Editor

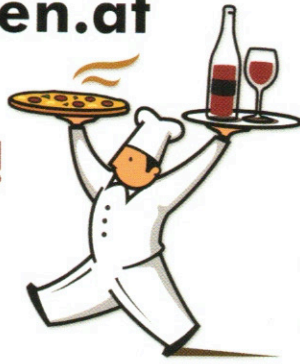


diesem wieder entdeckte Ort mitten in Wien.

willessen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>



Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Baden bei Wien entbietet allen Mitgliedern, Gönnern und Freunden die herzlichsten Glückwünsche für ein schönes Pessachfest.

Nähere Informationen zu unseren Gebetszeiten und sonstigen Aktivitäten finden Sie unter www.juedischegemeinde.at oder Sie rufen +43 2252 25 25 300



Claudia Smolik
Gemeinderätin



Jennifer Kickert
BV-Stv. Rudolfsheim-Fünfhaus

DIE GRÜNEN WIEN
*wünschen allen Leserinnen und Lesern
sowie der jüdischen Gemeinde in Österreich
ein friedvolles Pessach-Fest!*



wien.gruene.at

**WEISS-GRÜNER
LEBENSGENUSS**

Steiermark

DAS GRÜNE HERZ ÖSTERREICHS

Infos unter: www.steiermark.com
Tourismusressort



**Das Land
Steiermark**



Ausgewählte Briefe.

Jean Améry: Ausgewählte Briefe. Hg. von Gerhard Scheit. (= Werke. Hg. von Irene Heidelberger-Leonard. Bd. 8)
Stuttgart: Klett Cotta 2007.
804 Seiten, Euro 34,00.-
ISBN 978-3-608-93568-4

Die vorliegende Ausgabe ausgewählter Briefe von Jean Améry ist ein überaus aufschlussreicher Kommentar zum Leben und Werk des großen österreichischen Schriftstellers und Essayisten. 1945 schrieb der Überlebende der Konzentrationslager Auschwitz, Buchenwald und Bergen-Belsen, dessen erste Frau Regine Mayer-Berger 1944 starb, und der sich 1978 selbst das Leben nahm: „Glücklich werde ich in meinem Leben wohl kaum noch sein.“ Er plante die Rückkehr nach Österreich und bemerkte 1946, „das Herz zieht mich trotz alledem nach Österreich [...]“.

Frappierend hellichtig ist Amérys kritisches Urteil, etwa als er 1965 über das fragwürdige Buch von Hellmut Andics „Der ewige Jude“ schrieb: „Auch ein offensichtlich wohlmeinender Mann wie dieser Andics kann sich nicht lösen aus dem antisemitischen österreichischen Geistesklima!“

Im gleichen Jahr lehnte der Suhrkamp Verlag die Veröffentlichung jener Essays ab, die dann 1966 unter dem Titel „Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten“ vom heute vergessenen Szczesny Verlag publiziert wurden. Das Werk wurde zu einem klassischen Text und ist die eindringlichste psychologische Beschreibung der Folterungen während des Nationalsozialismus.

Ab den sechziger Jahren beeindruckten Amérys bis heute aktuelle Bekundungen seiner Solidarität mit Israel, besonders 1967 und 1973 trotz aller, wie sich herausstellte, berechtigten Skepsis über die israelischen Siege, und seine ebenfalls leider berechtigten Warnungen vor dem Antizionismus der Linken. So schrieb er 1967 an Ernst Fischer:

„[...] die Existenz Israels hat auch jenen Juden, die mit diesem Lande beziehungsweise mit dem jüdischen Glauben und der jüdischen Kultur gar nichts zu tun haben, ihre Selbstachtung zurückgegeben. Ich bin nicht glücklich darüber, aber es ist nun einmal so: für jeden Juden, sei er sogar ‚rassisch gemischt‘, hat die Existenz und Sicherheit Israels unter allen weltpolitischen Fragen die absolute Priorität.“

Deutlich werden in der Edition, neben Amérys lebenslanger Verbundenheit mit Österreich, seine permanente ökonomische Unsicherheit sowie seine private Verstrickungen.

Als Améry in einem Brief einen Herrn „Stern von einer jüdischen Vereinigung ‚B'nai B'rith“ erwähnt, erläutert der Herausgeber leider nicht, dass es sich dabei um Desider Stern handelte, über dessen Buchausstellung „Werke jüdischer Autoren deutscher Sprache“, den gleichnamigen Katalog und umfangreiches Archivmaterial es leicht zugängliche Informationen und Literatur gegeben hätte.

Evelyn Adunka



Schriftsteller zwischen den Kulturen

Karl Emil Franzos. Schriftsteller zwischen den Kulturen. Hg. von Petra Ernst.
Innsbruck, Wien: Studien Verlag 2007.
152 Seiten, Euro 19,90.-
ISBN 978-3-7065-4397-2

Der aus Galizien stammende, in Graz, Wien und Berlin wirkende Schriftsteller Karl Emil Franzos entfaltete auch nach seinem Tod 1904 eine erstaunliche Wirkungsgeschichte. Im Jahr der 100. Wiederkehr seines Todestages fanden in Wien und Berlin zwei Tagungen über Leben und Werk statt. Die Beiträge der von Claudia Erdheim konzipierten Tagung in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur in Wien liegen nun in Buchform vor.

Franzos stammte aus keiner religiösen Familie und hielt Zeit seines Lebens an seiner Kritik am Chassidismus fest, von dem er, wie Maria Klanska in dem vorliegenden Band analysiert, ein sehr einseitiges Bild zeichnete. Andrei Corbea-Hoisie, Gabriele von Glasenapp und Petra Ernst widmen sich in ihren Beiträgen kompetent neuen Aspekten von Franzos' Werk, etwa seinem Deutschnationalismus, der Thematik interreligiöser Liebesbeziehungen oder dem Motiv des Lesens. Hildegard Kernmayer analysiert die in der Sekundärliteratur meist weniger beachteten Feuilletons, die Franzos in der „Neuen Freien Presse“ und in den relativ schwer zugänglichen Sammlungen „Aus Halb-Asien“ publizierte.

Der Wiener Germanist und Niederlandist Leopold Decloedt untersucht die Korrespondenz zwischen Ottilie Franzos und dem niederländischen Literaturwissenschaftler Julius Pée, der ein Buch über Franzos plante. Obwohl Pée aus für Decloedt nicht eruierbaren Gründen dieses Buch nicht schrieb, ist die hinterlassene Korrespondenz mit Ottilie Franzos sehr interessant, vor allem auch, weil durch sie die Persönlichkeit von Franzos' Witwe etwas mehr ins Rampenlicht tritt.

Claudia Erdheim nähert sich im abschließenden Beitrag des Bandes dem realen jüdischen Leben Galiziens, das hinter Franzos' Geschichten steht und das sie aus zahlreichen zeitgenössischen historischen Quellen während der Recherchen zu ihrem Roman „Längst nicht mehr koscher“ rekonstruierte.

Evelyn Adunka

Der Verein der Freunde von Nordzypem

**wünscht allen
LeserInnen des DAVID
und der jüdischen
Gemeinde in Österreich
ein schönes Pessachfest!**



Ein großer jiddischer Text der literarischen Moderne

Uri Zvi Grinberg: *Mephisto*. Aus dem Jiddischen und mit einer Einleitung von Karin Neuburger. München: Wilhelm Fink Verlag 2007. 171 Seiten. Euro 24,90.- ISBN 978-3-7705-4322-9

Nachdem er zuvor einige Bücher mit neoromantischer Poesie herausgegeben hatte, vollzog Uri Zvi Grinberg mit dem 1921 in Lemberg in erster Fassung und im Jahr darauf in Warschau in wesentlich erweiterter zweiter Auflage erschienenen Gedichtzyklus *Mephisto* radikal die Wendung zur literarischen Moderne. Es ist keineswegs übertrieben, den *Mephisto* als einen der zentralen Schlüsseltexte dieser Moderne zu bezeichnen – und zwar nicht nur innerhalb der jüdischen und jiddischen Kultur, in der er auch als eines der Dokumente der Loslösung aus den Traditionsgefügen betrachtet werden kann, sondern in einem generellen Zusammenhang: Als Beschreibung und Ausdeutung der Konstituenten modernen Lebens, dessen Vertreter, Personifizierung und Triebkraft Mephisto ist. Er ist das alles desillusionierende Wesen, das mit Parolen wie „Per aspera ad astra“ anstachelt, der Spötter, der alte Werte und Traditionen hinwegwischt und, ein entwurzelnder Entwurzelter, täuscht, verführt, Ablenkung und rücksichtslose Begierde predigt, Rausch und Verwirrung verbreitet, Zwietracht und zermürbende, ziellose Grübelei. Sein Streben scheint hauptsächlich auf Fragmentierung von allem und allen aus zu sein, wobei er sich bei seinem Tun auch der (künstlerischen) Mittel des Futurismus, Kubismus und Dadaismus bedient. Gott, „der Geist“, der ihm *noch* entgegensteht, ist kein zu fürchtender Opponent mehr, sondern veraltet, zaghaft und unglücklich, „einer dünnen Stille Stimme“ (gemäß 1. Kön 19,12), die von niemandem mehr gehört wird. Dass dieses, einer tiefen, ausgedehnten Beschäftigung früher wie heutzutage unvermindert würdige Werk lange in der außerjiddischen Welt unbekannt bleiben musste, lag „natürlich“ daran, dass es nie übersetzt worden ist; und dass es nie übersetzt worden ist, lag wohl an den enormen Schwierigkeiten, die der Text bietet: Den einen zur Abschreckung, den anderen als lohnende Herausforderung. Diese Schwierigkeiten beruhen nicht nur auf den üblichen „poetisch-bedingten“, sondern auch auf der Notwendigkeit der Kenntnis etwa von biblischen, talmudischen oder kabbalistischen, ostjüdischen und europäisch-literaturhistorischen Wissenshintergründen, die im Werk präsent und für sein Verständnis nötig sind. Gerade auf all diese diversen Dimensionen müsste in einer aktuellen Ausgabe, mehr als 85 Jahre nach dem ersten Erscheinen, in Kommentaren ausreichend eingegangen werden. Und – von einer Übersetzung müsste höchstmögliche Verlässlichkeit zu erwarten sein.

Nun ist 2007 im Münchner Fink-Verlag eine neue Ausgabe des *Mephisto* erschienen, die neben dem jiddischen Originaltext der zweiten, Warschauer Fassung auch eine kommentierte Übersetzung und eine Einleitung enthält. Prinzipiell ein Grund zur Freude, welche jedoch bei näherer Betrachtung getrübt wird. Das liegt erst einmal an den zahlreichen Übersetzungsfehlern auf lexikalischer Ebene und durch grammatikalische Missverständnisse. Man liest etwa von „Augen grün wie Syphilis“ (S. 67),

wo es „stachelbeergrüne Augen“ („*agress-grine ojgn*“) heißen müsste. Die Frage, „welche Frau vergibt gern ihren Schoß, / ihr höchstes Gut“ (S. 73), meint mit „Schoß“ ihr vertrautes Zuhause und gefragt wird danach, „welche Frau den Schoß verlassen würde, / der ihr gut ist“ („*welche froj wolt den farlost di schojss / woss is ir gut*“). „Das kopfscheu machende Begierde-Tier“ ist eher „das schlummernde Begierde-Tierchen“ („*doss drimlendike thajwe-chaje'le*“). Voll seltsamer „Poetizität“ liest sich der Vers: „Man bläst Watterosen-Rauch auf weibische Figuren“ (S. 117), wo das Original einfach so zu verstehen ist: „Man bläst Zigarettenrauch auf die Frisuren von Frauen“ („*blost men papirossn-rojch af wajbersche frisurn*“). Mehrere Fehler beruhen offensichtlich darauf, dass Wörter der hebräischen Komponente des Jiddischen in einer modern-hebräischen Bedeutung gelesen werden und nicht in der jiddischen! So geht die Übersetzung „milchige Lichter“ (S. 129) auf ein Missverstehen des jiddischen „*chejlev'ne lichtlach*“, was schlicht „Talgkerzen“ bedeutet, zurück, wobei „*chejlev*“ (= „Talg“) als „*chaláv*“ (hebr. „Milch“) gelesen wurde. Der Vers „*un los arajn rojch inem finztern chejder ...*“ (S. 134) ist mit „Den Rauch blas' ins finstere Zimmer hinein ...“ zwar nicht ganz falsch übersetzt, müsste jedoch deutsch so wiedergegeben werden: „Und lasse den Rauch in den finsternen Cheder ...“ Dabei gehörte das Wort „Cheder“ erklärt, und außerdem kommentiert, was im zeitlichen Kontext des Gedichts und der ostjüdischen Kultur mit der Aufforderung gemeint ist.

Mehrfach und wiederholt fällt die Übersetzerin auf „falsche Freunde“ herein, was in dieser Häufigkeit nicht mehr mit einer gelegentlichen Unachtsamkeit zu entschuldigen ist. Das jiddische „*nechtn*“ wird etwa mit „Nachts“ (S. 111), „Nächte“ (S. 135) oder „nächtig“ (S. 165) übersetzt, obwohl es ausschließlich „gestern“ bedeutet! „*klojssster*“ wird als ständig als „Kloster“ oder „Stift“ (miss)verstanden, obwohl es „Kirche“ meint! „*tajch*“ wird als „Teich“ übersetzt, obwohl das Wort im Jiddischen immer ein „Fluss“ ist.

Leider sind auch die Kommentare in den mehr als 50 Fußnoten zum Text nicht immer von wirklichem Nutzen. So etwa wird die im Text auftauchende lateinische Floskel „*mundus vult decipi, ergo decipiatur*“ in Fußnote 40 folgendermaßen kommentiert: „'Die Welt will täuschen und wird also getäuscht.' Diese lateinische Redewendung, die wohl auf Luther zurückgeht, war zu Anfang des 20. Jh. jedem Gymnasiasten geläufig. (Ich danke Yossef Schwartz für diesen Hinweis.)“ Abgesehen davon, dass die deutsche Übersetzung nicht stimmt – sie müsste „Die Welt will betrogen/getäuscht sein, daher sei/werde sie betrogen/getäuscht!“ lauten – und die Rückführung auf Luther überflüssig, da fraglich ist, war die Wendung nicht nur am Anfang, sondern auch noch im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts fast jedem Gymnasiasten geläufig und man findet sie auch in jeder Sprichwörterammlung, so dass es nicht des (mit Dank erwähnten) Informanten bedarf, um das „Geheimnis“ des „*mundus vult ...*“ aufzuklären. Einige wichtige Begriffe aus der jüdischen Tradition werden dagegen nur ungenügend erklärt, obwohl man gerade für sie ein vertieftes Hintergrundwissen bei einer breiteren Leserschicht nicht voraussetzen darf. Das Wort „*pargod*“ (S. 96) – ganz unzulänglich als „dort oben“ übersetzt – müsste auch im deutschen Text „der Pargod“ lauten und seine vor allem im Talmud (z.B. im Traktat Baba Mezia 59a) konstituierte und konnotationsreiche Bedeutung erklärt werden.

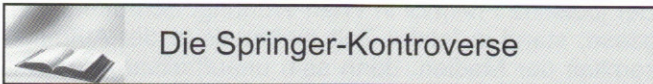
illustrieren fünf Auszüge aus Lebenserinnerungen von Wiener Jüdinnen und Juden, welche im 19. Jahrhundert in Wien gelebt haben: Raphael König, Jakob Ludwig Heller, Julius Oppenheimer, Moritz Gudemann und Emilie Exner spiegeln eine berufliche Bandbreite vom Rabbiner über den Hauslehrer bis zum Schmied wider. Ihre Berichte erzählen von Begegnungen mit Menschen, welche am Währinger Friedhof begraben sind, wie beispielsweise Mitglieder der Familie Wertheimstein.

Als besonderes historisches „Zuckerl“ ist in diesem Buch erstmals ein transkribierter Auszug aus dem jüdisch-deutschen Tagebuch abgedruckt, welches im März 2003 von einem aufmerksamen Müllmann auf der Altsammelstelle in Bad Zell (OÖ) gefunden wurde. Inzwischen konnte der – im Tagebuch anonyme – Autor identifiziert werden: Bernhard Benjamin Kewall, geboren 1806 und gestorben 1880 in Polna/Böhmen, der als Hauslehrer der Familie Strass in der Wiener Jägerzeil (heute Praterstraße) die Revolutionsereignisse und andere historische und kulturelle Geschehnisse zwischen August 1848 und Mai 1850 in schönem Hochdeutsch, aber in hebräischen Buchstaben wiedergibt.¹

Der in Wien lebende, junge ungarische Fotograf Daniel Kaldori hat in eindrucksvollen Fotos den Zustand des Friedhofs in seiner Zerstörung und Verwilderung festgehalten. Mit ihnen wird gegen eine romantische Verklärung von jüdischen Friedhöfen als geheimnisumwitterten Zeugnissen einer versunkenen Epoche Stellung bezogen. Das Buch soll einen verdrängten Ort österreichischer Geschichte in Erinnerung rufen und auch eine Aufforderung an die zuständigen Stellen sein, dieses Wiener Kulturgut aus dem Biedermeier einer würdigen Restaurierung zu unterziehen.

Ilan Beresin

¹ Das Tagebuch wird derzeit am Institut für Geschichte der Juden in Österreich von Mag. Wolfgang Gasser transkribiert und analysiert. Die Publikation wird 2008 erscheinen.



Die Springer-Kontroverse

Günter Grass/Mathias Döpfner: Die Springer-Kontroverse. Ein Streitgespräch über Deutschland. Herausgegeben von Manfred Bissinger.

Göttingen: Steidl 2006.

62 Seiten, Euro 5,00.-

ISBN 3-86521-352-9

„Ich bin ein nicht-jüdischer Zionist.“ So lautet ein zentraler Satz aus dem Credo des Mathias Döpfner. Und er fällt recht früh im Meta-Gespräch mit dem Schriftsteller und Nobelpreisträger Günter Grass. Letzterer steht für die linksliberale intellektuelle Elite des demokratischen Nachkriegsdeutschland. Ersterer für einen Medienkonzern, der vor allem mit einem konservativen Boulevardjournalismus assoziiert wird. Dieser Antagonismus, welcher sich im Zuge der 1968er Studentenrevolte noch gewaltsam entlud, treibt heutzutage kaum mehr jemanden auf die Straße. Nichtsdestotrotz bleiben viele mit ihm verbundene Fragen ungeklärt: die Macht des Kapitalismus, das Verhältnis zu Amerika und – fast selbstredend – auch das zum jüdischen Staat.

Zur Klärung – sowohl der nach wie vor bestehenden Differenzen als auch der jeweils eigenen „Fehler“ trafen Döpfner und Grass sich zum Dialog, der pikanterweise

von Manfred Bissinger, dem ehemaligen Chefredakteur der linksradikalen Zeitschrift „Konkret“ und heutigen Geschäftsführer des Hoffmann und Campe Verlags moderiert wurde und nunmehr – von ihm herausgegeben – auch in Buchform vorliegt.

Auslöser war Döpfners Bitte an den Schriftsteller, ein Manuskript zum 20. Todestag Axel Springers zu verfassen. Doch vergeblich: Grass blieb bei seinem seit mehr als 40 Jahre andauernden Boykott des Verlagshauses. Immerhin erklärte er sich zu einem Gespräch bereit.

Der sich hieraus ergebende Dialog ist nicht nur deshalb interessant, weil sich in der Diskussion die historischen Spannungen und nach wie vor ungelösten Widersprüche dieser Republik widerspiegeln, sondern auch aufgrund der unvermeidbaren Tatsache, dass es sich um ein Gespräch unter „Ungleichen“ handelt: Während Döpfner gewissermaßen als „Nachlaßwaller“ Springers auftritt, der weder den Firmengründer kannte noch Zeitzeuge ist und sich folglich in die Kontroverse einlesen musste, war Grass an den damaligen Geschehnissen mehr oder weniger unmittelbar beteiligt. Allerdings nimmt er für sich in Anspruch, in den einstigen Auseinandersetzungen als ein vom Axel Springer Verlagshaus unerkannter und ungewürdigter Mittler zwischen den Fronten denn als Partei gewirkt zu haben.

Als solcher betrachtet der Schriftsteller sich auch in aktuellen Debatten. Den Springer-Zeitungen wirft er vor, Kritiker der „gefährlichen Führung“ der USA „mit dem Schlagetwort ‚Antiimperialismus‘ wegzubügeln“, wodurch er sich in seiner „Meinungsfreiheit“ eingeschränkt fühle. Auf ein kurzes Lob demokratischer Errungenschaften der USA folgt ein Einmaleins des Antiimperialismus – von der „Kritik“ an amerikanischer Unterstützung für diverse diktatorische Regime bis hin zu den „Kriegsverbrechen“ von Hiroshima und Nagasaki. Nicht fehlen darf natürlich der aktuelle Bezug: die Erwägung der USA, nötigenfalls Nuklearwaffen gegen den Iran einzusetzen.

Es fällt Döpfner zu, die Einseitigkeit in Grass' Amerika-„Kritik“ mit geduldigen Argumenten auszutarieren und zu differenzieren, so etwa durch den Hinweis auf die Vernichtungsdrohungen des iranischen Präsidenten gegenüber Israel. Woraufhin Grass entgegnet: „Aber natürlich bin ich dagegen, Himmelherrgott – Sie bekennen sich zu Israel, ich bin auch für den Fortbestand Israels, aber ich nehme auch zu Kenntnis, dass Israel Atomwaffen hat. Und darüber spricht kein Mensch.“

Es ist diese Dialektik des „Ja, aber“ – der dem Gemeinten vorausgeschickte Lippendienst zwecks Prophylaxe – mit der Grass sein Ressentiment gegenüber den USA und Israel, welches Tabus halluziniert und den „Kritiker“ als Opfer einer sanktionierenden Macht darstellt, ein ums andere Mal exhibiert.

Man muss kein Bild-Zeitungs-Leser sein, um sich an der beleidigten Selbstgerechtigkeit des Dichters zu reiben. Ebenso wenig muss man sich als Konservativer definieren, um zu realisieren, dass es Döpfner ist, welcher die kritische Auseinandersetzung – gerade auch mit problematischen Aspekten der Vergangenheit seines Hauses und seines Landes – sucht und nicht Grass, der von vornherein seine Parteinahme für die Gegner Springers abstreitet und sich als vermeintlich neutrale Instanz verortet.

Dirk Ansorge (Hg.): Antisemitismus in Europa und in der arabischen Welt. Ursachen und Wechselbeziehungen eines komplexen Phänomens
Paderborn: Bonifatius Verlag
Frankfurt/M.: Verlag Otto Lembeck 2006.
318 Seiten. Euro 20,50,-
ISBN 3-89710-363-X (Bonifatius)
ISBN 3-87476-518-0 (Lembeck)


Der vorliegende Sammelband enthält zwölf Beiträge, die auf zwei Tagungen der Katholischen Akademie des Bistums Essen referiert und diskutiert wurden. Sowohl die internationale Zusammensetzung, als auch die Spannweite der professionellen Herkunft und Betrachtungsweisen der Autorenschaft (Theologen, Historiker, Politologen, Islamwissenschaftler, Soziologen und Journalisten) bieten eine Vielfalt differenzierter Ansätze, das Phänomen Antisemitismus aufzuschlüsseln.

Die Bereitschaft zum Ressentiment, für Konflikte das anonyme oder offene Walten jüdischer Mächte verantwortlich zu machen, ist nach wie vor weit verbreitet. Freilich haben sich Terminologie und Perspektiven geändert, will doch kaum jemand nach dem Holocaust als Antisemit gelten. *Karl Heinz Klein-Rusteberg* wählt als Exempel Philip Roths Roman „Verschwörung gegen Amerika“, in dem anhand von Charles Lindbergh der Held des isolationistischen Amerika der frühen 40er Jahre vorgeführt wird. Sein Engagement gegen den Eintritt der USA in den Krieg gegen Nazideutschland bündelte zugleich mit Erfolg alle antisemitischen Stimmungen gegen jüdische „Kriegstreiber“. Durch die Weite des Ozeans vom Schauplatz des Verbrechens entfernt, ließ sich unter jenen Gemütern umso leichter glaubhaft machen, die Juden und nicht die Nazis trügen die Verantwortung für den Krieg. Ähnliches wiederholt sich heute in Europa. In einer Meinungsumfrage in 15 EU-Staaten wurde Israel als größte Bedrohung für den Weltfrieden bewertet, noch gefährlicher als Länder wie Iran oder Nordkorea. Daher fragt Klein-Rusteberg zurecht: „Tritt nicht heute die fundamentale Ablehnung des Staates Israel auch als Friedensbotschaft auf?“

Derlei Manifestationen sind schon längst nicht mehr nur eine Domäne der extremen Rechten. Daher zählt es zu den großen Stärken des Buches, im Gros der Beiträge die analytische Aufmerksamkeit auf die historischen Traditionslinien des Antisemitismus zwischen Okzident und Orient zu lenken. Neben einleitenden Artikeln zur Begriffsklärung, zum Phänomen des Schuldabwehr-Antisemitismus („Nicht immer als Tätervolk dastehen“) und zum Verhältnis von Antisemitismus und Katholizismus am Beispiel Polens, widmen sich die restlichen Beiträge den Wechselwirkungen zwischen Europa und der arabischen Welt, wo der Antisemitismus ziemlich unverhüllt auftritt. Der französische Historiker *Bernard Heyberger* beschreibt die Rolle arabischer Christen bei der Vermittlung antisemitischer Stereotypen im 19. Jahrhundert; da jene eher Kontakte zum Westen unterhielten, transportierten sie die abendländischen Muster der Judenfeindschaft in den Orient. Erster Höhepunkt war 1840 die spektakuläre Ritualmordbeschuldigung in Damaskus, die vom Konsul Frankreichs vor Ort unterstützt wurde und dessen Berichte eine antisemitische Kampagne in der französischen Presse auslösten. Später waren auch die ersten Übersetzer der „Protokolle der Weisen von Zion“ orientalische Christen. Wegen deren minoritärer gesell-

schaftlicher Position fand diese Schrift aber einige Zeit noch keine Massenverbreitung. Erst 1851 erfuhr dieses zentrale Dokument des Judenhasses den breiten Durchbruch durch die Übersetzung eines Moslems in Ägypten. Damit begann zu einem Zeitpunkt, als die „Protokolle der Weisen von Zion“ in Europa öffentlich geächtet waren, in der arabischen Welt ein bis heute anhaltender Siegeszug dieses Traktates, das vom ägyptischen Staatschef Nasser, vom saudischen König Fahd und dem syrischen Verteidigungsminister Tlass als Lektüre empfohlen wurde. Die diesbezüglichen Befunde des Islamwissenschaftlers *Stefan Wild* sind erschütternd. Vereinzelt Stimmen kritischer arabischer Intellektueller können die Popularität der „Protokolle“ nicht mindern. Im Gegenteil: Neuerdings sorgen Islamisten für anhaltende Wirksamkeit – nicht nur durch Aufnahme in die Charta der Hamas, sondern durch Verbreitung in Ländern wie der Türkei, dem Iran, Pakistan und Indonesien über den arabischen Raum hinaus und bis hin zu muslimischen Immigranten in Europa. Wild sieht diesen Antisemitismus eng mit dem Nahostkonflikt verschränkt und nicht in einer originär islamischen Tradition stehend. Zu einem etwas anderen Befund kommt der Historiker *Omar Kamil*. Die Wurzeln von Antisemitismus und Holocaustleugnung in der arabischen Welt reichen seiner Meinung nach bis zur Erfahrung des Kolonialismus zurück: Wurden Juden bis dahin als „Schutzbefohlene“ innerhalb des eigenen Kulturkreises wahrgenommen, so erscheinen sie später als Teil der Kolonialmächte. Die Fixierung auf die eigene Opferrolle führt zu einer Wahrnehmungsblockade gegenüber dem Holocaust.

Einer der beeindruckendsten Beiträge stammt vom Pariser KURIER-Korrespondenten *Danny Leder* „Eine gefährliche Nachbarschaft? Juden und Muslime in Frankreich“. Danny Leders authentische Wahrnehmungen und Erlebnisse geben den Analysen der anderen Autoren auf beklemmende Weise reale Gestalt. Frankreich erlebte in den letzten Jahren eine Welle antisemitischer Gewalttaten, die in einer besonders bestialischen Ermordung eines jungen Juden kulminierte. Die Täter waren mehrheitlich Jugendliche aus muslimischen Einwandererfamilien aus Nord- und Schwarzafrika; ihre Motive siedelt Leder „in einer Grauzone zwischen emotionaler Strahlwirkung des Nahost-Konflikts, radikal-islamischer Propaganda, archaischer, aus dem Maghreb herrührender Stigmatisierung der Juden, sozial-familiärer Verwahrlosung und Jugendgewalt in sozialen Krisenzonen“ an. (S.131) Die Opfer waren mehrheitlich jüdische Zuwanderer und deren Nachkommen, die nach der Unabhängigkeit der Maghrestaaten nach Frankreich übersiedelten. Dort lebten sie mit den arabischen Immigranten aus jenen Ländern in denselben Wohnvierteln oft Tür an Tür. Ab 2000 setzte ein Mobbing ein, das sich in aggressiven Alltagsattacken, Brandanschlägen und Überfällen auf jüdische Einrichtungen, Restaurants, Synagogen und Schulen entlud. War man anfangs noch geneigt, das als soziales Problem deklassierter, perspektivloser Jugendlicher zu sehen, so ist die antisemitische Stoßrichtung offenkundig. Im populären Komiker M'Bala M'bala fanden diese Stimmungen ein charismatisches, mediales Sprachrohr. Trotz etlicher Bemühungen gegen rassistische Diskriminierung, bei denen nicht zuletzt viele Franzosen jüdischer Herkunft besonders engagiert waren, wurden die Emotionen mit der infamen Behauptung angeheizt, Juden würden durch Monopolisierung ihrer Leidensgeschichte den Franzosen mit arabischen und afrikanischen Wurzeln den Weg zu Anerkennung und Gleichberechtigung versperren. Juden sind in den Migrantenvierteln meistens in der Minderheit



Arzt und „Agent“ im „Kommando X“

Anatol Rosenbaum: Die DDR feiert Geburtstag, und ich werde Kartoffelschäler. Als Arzt und „Agent“ im „Kommando X“ des MfS.

Berlin: Lichtig Verlag 2006.

168 Seiten, Euro 15,46.-

ISBN: 3-929905-1

Am 17. Dezember 1970 endet für Anatol Held eine zwei Jahre und siebzehn Tage währende Odyssee durch Gefängnisse des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), kurz Stasi genannt. Verhaftet wurde der damals 29jährige Kinderarzt Held im Dezember 1968 beim Versuch, in Prag an Pässe für die BRD zu gelangen, die ihm und seiner Familie die Flucht in den Westen ermöglichen sollten. Verraten durch einen Spitzel der Stasi und in der Folge als „Republikflüchtling“ und „zionistischer Agent“ verurteilt, beginnt sein Irrweg: Berlin-Hohenschönhausen, Waldheim, wieder Berlin-Hohenschönhausen, Berlin-Rummelsburg, Cottbus und schließlich Torgau. In Berlin-Hohenschönhausen wird er dem berühmten „Kommando X“ zugeteilt, welches für tatsächliche oder vermutete westliche Spione und Agenten vorgesehen ist. Hier arbeitet er zeitweilig als Arzt, wobei er das Vertrauen der Mitgefangenen gewinnen kann. Hier ist er aber auch immer wieder verschiedenen Anwerbungsversuchen der Stasi ausgesetzt.

Nach seiner Entlassung nimmt er seine Tätigkeit als Kinderarzt wieder auf. Am 10. November 1975, nachdem er von der BRD „freigekauft“ wurde, übersiedelt er nach Westberlin, wo er ebenfalls als Kinderarzt arbeitet und eine Betreuungsanstalt für so genannte „Risikokinder“ leitet. Im Jahr 2001 erkrankt er an Leukämie. Auch wenn es letztlich nicht eindeutig bewiesen werden kann, liegt der Verdacht nahe, dass die Ursache für seine Erkrankung in einer heimlichen Bestrahlung durch Röntgenstrahlen in Berlin-Hohenschönhausen liegt; eine durchaus gängige Praxis der Stasi.

Sterbend im Krankenbett liegend hält er Zwiesprache mit Gott und bietet ihm ein Geschäft an: „Wenn Du mich leben lässt, nehme ich unseren jüdischen Familiennamen Rosenbaum an...“. Und er überlebt letztlich durch eine Knochenmarksspende im Jahr 2002 aus Israel. Im Juli 2005 nimmt er schließlich den alten Namen wieder an („Wir werden Rosenbaum“). Es ist dies der vorläufig letzte Schritt seiner Identitätsfindung. Dass Rosenbaum jüdischer Herkunft ist, erfuhr er erst durch Zufall in den 60er Jahren. Für seine Eltern, die ihm dies verschwiegen hatten, stand nicht das Judentum, sondern der Kommunismus, dem sie sich verschrieben hatten, im Vordergrund. Da der Mutter von Rosenbaum, Nelly Held, Tochter eines jüdischen Fabrikanten, der Name von Heinrich Ernst Ludwig Rosenbaum, Sohn eines jüdischen Bankiers, zu jüdisch klang, nahm das Ehepaar 1930 bei der Hochzeit den Namen Held an. Wegen ihrer kommunistischen Gesinnung mussten sie Deutschland im Jahr 1933 verlassen und gingen nach Moskau; hier wurde Rosenbaum 1939 geboren.


Held war bereits während seiner Jugend kein unkritischer Geist und fiel durch sein nonkonformistisches Verhalten mehrfach auf. Doch erst das Erkennen seiner wahren Herkunft, der latente Antisemitismus in der DDR (die Familie übersiedelte 1949 von Moskau nach Ost-Berlin) und auch die immerwiederkehrende Hetze gegen Israel, lassen in ihm den Entschluss reifen, nach Israel auszuwandern; mit

oder ohne Billigung der Behörden: „Ich wollte nur mehr raus aus diesem Land“. Und dieser Entschluss führte letztlich zu jenem verhängnisvollen 17. Dezember 1968 und dem Beginn der Haft-Odyssee von Rosenbaum.

Rosenbaum hat das Buch nicht sofort geschrieben; ja er sprach sogar Jahrzehnte lang nicht über seine Erlebnisse, auch nicht mit seiner Familie. Erst als die so genannte Wende 1989/1990 kam und sich die beiden deutschen Staaten vereinigten, schrieb er die Ereignisse nieder, nicht zuletzt auch als ein Akt der Selbsttherapie.

Der in Ich-Form verfasste und zumeist im Präsens geschriebene Erlebnisbericht von Anatol Rosenbaum ist spannend und interessant. Er ist provokant und zur gleichen Zeit ironisch, zum Teil humorvoll. Er ist eine Schilderung über die DDR, die weder demokratisch noch eine Republik war, und eine detaillierte Beschreibung ihres Systems der Unterdrückung und zur Bekämpfung des „inneren Feindes“. Er basiert auf persönlichen Erinnerungen, die Tatsachen sind, auch wenn der Anspruch auf eine wissenschaftliche Aufarbeitung nicht erhoben wird. Er gibt Einblick in eine reelle Wirklichkeit, eine erlebte Realität, die eine nüchterne wissenschaftliche Analyse nicht leisten könnte. Er ist ein Bericht über einen bewegten Lebensweg, der nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Mitfühlen einlädt.

Thomas Pankratz



Begegnung in Yad Vashem

Anning Lehmensieck: „Ich war und bin eine stolze Jüdin“. Eva Lux Braun – eine Begegnung.

Berlin: Metropol Verlag 2007

199 Seiten, 15 Abbildungen, Euro 18,00.-

ISBN 978-3 -938690-68-0

Dieses bemerkenswerte Buch entstand nach einer Begegnung 1998 in der Yad Vashem, Gedenkstätte in Jerusalem. Dort lernte eines Tages Anning Lehmensieck, die Tochter von Nazi-Eltern, zufällig die Holocaust-Überlebende Eva Lux Braun kennen. Damals entstand eine besondere Freundschaft zwischen einer Jüdin, Jahrgang 1927, und einer Deutschen, Jahrgang 1942, die bald zu einem bewegenden gemeinsamen Projekt führte: Es ist die Lebensgeschichte der ungarischen Jüdin aus Kassa (Kaschau, Košice) im ehemaligen Oberungarn (heute Slowakei), die als 16jähriges Mädchen nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Im Unterschied zu anderen Büchern, in denen versucht wird, den Holocaust literarisch oder dokumentarisch darzustellen, wird hier Oral History – einzelne Sätze und Kurzberichte der Erzählerin – durch die Aufzeichnungen der Biografin ergänzt.

„Ich habe Gebrochenheit erwartet und eine Frau gefunden, die sich nicht hat brechen lassen“, schreibt Anning Lehmensieck. Sie schuf einen Lebensbericht, der durch seine Authentizität zutiefst erschüttert. So erzählt Eva Lux Braun von ihrer Ankunft am 26. Mai 1944 in Auschwitz, zusammen mit den Eltern und den beiden Schwestern: „Da war keine Zeit, sich zu verabschieden, ihren Segen zu bekommen. Meine junge, elegante Mutter hat meine zwölfjährige Schwester umarmt und geschrien: ‚Bleibt zusammen! Bleibt zusammen!‘“. Dazu die Ergänzung der Autorin: „Ein Capo, der die Kolonne begleitet, deutet später auf eine Rauchwolke und sagt: ‚Deine Familie steigt jetzt auf in den Rauch.‘ Er rät Eva, alles und jeden zu vergessen.“ In der Mitte des Buches, Seite 82-84, fügt

handel sehr erfolgreich, wie Chronisten berichten.

Die Paradesi Synagoge, in einigen Reiseführern auch Mattancherry Synagoge genannt, entstand unter Patronage der Holländer. Heute flanieren und handeln Frauen in farbenprächtigen Saris in der Judengasse. Auch Touristen mit Rucksack, Sikhs mit Turban und Araber im Kaftan sind hier Kunden: Herkunft, Kleidung und Religion der Menschen sind verschieden, ihr Ziel dasselbe: Ein Schnäppchen in der exotisch-orientalischen Gasse und ein Besuch in der Synagoge. Mancher bleibt zehn Minuten hier, um eine weitere Sehenswürdigkeit abzuhaken, andere verweilen über eine Stunde und werfen immer wieder einen Blick auf die Fotos und Erklärungen in ihrem Kulturführer. Fotografieren im Gebäude ist nur mit vorher beantragter Sondergenehmigung möglich.

«Tut mir leid, Sie müssen Ihre Kamera abgeben», sagt der Mann an der Kasse. Umgerechnet keine zehn Cent kostet der Eintritt. Da gibt der ausländische Gast gern ein paar Münzen zusätzlich für die Erhaltung der Synagoge. Der Mann an der Kasse heißt Mister K.J. Joy, ist um die 40 und sagt auf Englisch: «Ich bin Katholik und Verwalter der Synagoge». Heute sei es recht ruhig, in der touristischen Hauptsaison, im Dezember, kämen pro Tag bis zu 1500 Besucher. Joy fügt hinzu: «Juden, Christen, Hindus haben hier ein gutes Verhältnis. Ich mag die Juden, sie sind hilfsbereit und freundlich, leider gibt es nur noch wenige im Viertel.»

Antisemitismus gab und gibt es unter den 1,1 Milliarden Einwohner Indiens so gut wie keinen. Das bestätigen auch Juden in Cochin und in Bombay. Der Mattancherry-Palast, auch Holländischer Palast (Dutch Palace) genannt und die Synagoge stehen Mauer an Mauer. Das Innere des Gotteshauses ist mit chinesischen Fußbodenkacheln geschmückt, und mit Kronleuchtern aus Belgien. Die Kacheln aus dem 18. Jahrhundert sind handbemalt, die Bänke sind aus Holz und Korbgeflecht. Eine Treppe führt zu weiteren Plätzen hinauf.

«Wir reden nicht gern mit Vertretern der Presse, wir haben schon viele schlechte Erfahrungen gemacht.»

Dies sagt einer der letzten zwölf jüdischen Bürger im Viertel namens Hallegua. Er mag auch nicht fotografiert werden. Dann plaudert er doch noch eine Weile und hört sich gespannt einen Bericht über eine Begegnung mit Juden im weit entfernten Santiago de Cuba an. Das bricht das Eis.

«Unsere Gemeindemitglieder sind fast alle nach Israel ausgewandert. Wir werden hier in Cochin wohl bald aussterben», sagt Mister Hallegua. Er schaut auf ein paar lachende junge Touristen mit langen Haaren. Dann hat er genug vom lebhaften Straßenleben, geht langsam in sein Haus zurück. Das liegt fünf Fußminuten von der Synagoge entfernt. Zu ihr spaziert der alte Herr so oft wie möglich, «so lange es meine Gesundheit zulässt», sagt er zum Abschied.

Wenige Häuser weiter lebt der 80-jährige Salem, dem sein Alter nicht anzusehen ist. «Ich war Jude, früher»,

erzählt er. Weiter will er darüber nicht reden. Er fügt nur hinzu: «1948 begann die Auswanderung nach Israel. Früher lebten 2.000 oder 3.000 Juden hier in der Cochin-Region. Wir hatten sieben Synagogen.» Dann grüßt der 80-Jährige eine alte Frau mit weißem Haar, die aus der Haustür tritt. An den Besucher aus Deutschland gewandt sagt Salem: «Sie trauert. Ihr Bruder starb unlängst. Ihre Familie, Cohen, ist eine sehr angesehene jüdische Familie.»

Bombay - Szenenwechsel vom eher beschaulichen Cochin in das quirlige Bombay, das gut 1.400 Kilometer weiter nördlich im Bundesstaat Maharashtra liegt und zwölf Millionen Einwohner hat. Bhushan Gagrani, Managing Director der Maharashtra Tourism Development Corporation, hilft bei der Suche nach der kleinen Synagoge Etz Haeem Prayer Hall, die in einem Wohnhaus, etliche Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegt. Er studiert einen Stadtplan, blättert in einer Broschüre, schaltet seine Assistentin Ketana Patil ein: Sie gibt dem Taxifahrer exakte Instruktionen.

Die Fahrt geht vorbei an einer katholischen Kirche, etlichen Hindutempeln und einer großen Moschee, die in der Nähe der jüdischen Gebetshalle steht. Eine junge Frau, die der Taxifahrer anspricht, hilft: «Die



Bombay: Innenraum Etz Haem Prayer Hall.
Foto: Bernd Kubisch

Mittlerweile gibt es Initiativen verschiedener Seiten, die hoffentlich auch in Zukunft intensiviert und fortgesetzt werden. Es ist weiters zu hoffen, dass auch der EU-Beitritt auf längere Sicht zu einer Besserung der Situation beitragen wird. Die Öffnung und die verstärkte Kooperation mit anderen europäischen Staaten könnte auch eine offenerere und tolerantere Einstellung der Menschen in der Slowakei gegenüber Minderheiten und anderen Kulturen bewirken. Vor allem muss dem immer noch unterschätzten Problem des Rassismus mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Literaturhinweise:

Marianne Hausleitner/Monika Katz (Hg.): Juden und Antisemitismus im östlichen Europa, Wiesbaden 1995
 Tatjana Tönsmeier: Das Dritte Reich und die Slowakei 1939-1945. Politischer Alltag zwischen Kooperation und Eigensinn, Paderborn 2002
 Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1997, hg. v. Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Frankfurt/Main 1998

- 1 Das gesamte Interview ist in englischer Sprache auf der Homepage von Centropa zu finden: www.centropa.org
- 2 vgl. Tönsmeier Tatjana, Der Holocaust im öffentlichen Bewusstsein der Slowakei, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1997, hg. v. Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Frankfurt/Main, S. 85-88
- 3 Zitiert nach: Eva Gruberová: Hitlers Hirte, Die Zeit, 27.09.2007 Nr. 40
- 4 Ausschnitt aus dem Interview mit Otto Schwalb, ganzes Interview, www.centropa.org ■

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
LINZ**

**wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Pessachfest**

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin

Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

*wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
ein friedliches Pessachfest!*



**PROF. DR. THOMAS TREU
und Familie**

FACHARZT FÜR UROLOGIE

1010 Wien, Judenplatz 2/4
 Ordination: Mo, Di u. Do 15-18 Uhr
 PRIVAT u. alle Kassen Tel.: 533 79 43

*wünschen allen
Bekannten und Freunden
ein schönes Pessachfest!*

EISENSTADT

LANDESHAUPTSTADT

Ein friedliches Pessach-Fest wünscht
namens der

**Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern
Andrea Fraunschiel
Bürgermeisterin von Eisenstadt



Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
 Operngasse 20 B
 Tel. +43 (0)1/581 11 06
 Fax +43 (0)1/581 11 06-10

**wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein schönes und friedliches
Pessachfest!**

*Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
ein friedliches Pessachfest.*



Karl Homole
Bezirksvorsteher

gen einen der ersten Berichte über die deutschen Vernichtungslager.

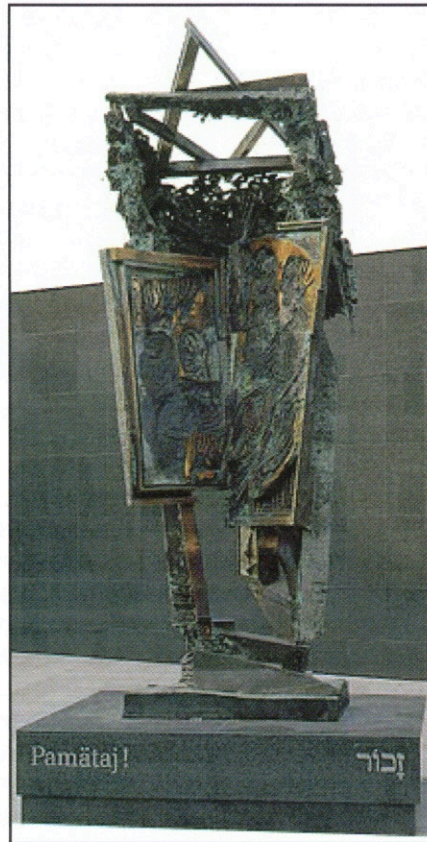
Nach dem Krieg wurden der tschechische und der slowakische Staat wieder zur Tschechoslowakei vereint. Jozef Tiso und eine Reihe anderer Personen wurden von einem tschechoslowakischen Gericht angeklagt und zum Tode verurteilt. Damit war die Auseinandersetzung mit der slowakischen Geschichte der Jahre 1938 – 1945 abgeschlossen und wurde fortan durch das sozialistische Regime tabuisiert. Die Erinnerung an Repräsentanten des slowakischen Staates war wegen deren Klerikalismus und Antikommunismus verpönt.

Rund um die politische Wende 1989 sowie im Zuge der Unabhängigkeitsbestrebungen der Slowakei brach die Diskussion um den damaligen slowakischen Staat wieder auf und wurde bis heute nicht endgültig abgeschlossen. Es geht im Besonderen um die Rolle Jozef Tisos bei den Deportationen. Die Auseinandersetzung findet zu einem großen Teil in den Medien statt. Der Anteil Tisos an der Verantwortung für die Geschehnisse dieser Zeit wird in vielen Berichten heruntergespielt und der ehemalige Staatspräsident nostalgisch verklärt. Ein besonders gutes Beispiel ist der 1996 in der „Slovenska Republika“, einer regierungsnahen Tageszeitung, erschienene Artikel „Richter nimmt Platz, das Grab ist ausgehoben“. Dessen Autor, Ján Smolec, versucht den slowakischen Staat und den damaligen Staatspräsidenten Jozef Tiso von jeder Schuld loszusprechen: Die Shoah stehe in keinem Zusammenhang mit dem slowakischen Staat oder der Person, die zu jener Zeit slowakischer Staatspräsident war. Tiso, der unter deutschem Druck stand, hätte noch versucht, jüdische Bürger mithilfe von ihm ausgestellter Ausnahmepapiere vor der Deportation zu bewahren. Der Prozess gegen ihn sei als eine Racheaktion von Běnes zu werten.²

Bis heute hält die Verehrung des 1947 hingerichteten slowakischen Präsidenten der Kriegsjahre an, rechte und ultranationalistische Gruppen wie „Slovenska Pospolitost“ setzen sich für Tisos Rehabilitierung ein. Im Jänner 2007 erregte ein Fernsehinterview des Erzbischofs Ján Sokol, Oberhaupt der Erzdiözese Bratislava-Trnava (dt. Tyrnau) großes Aufsehen. Der Erzbischof hatte erklärt, dass die Regierung Tiso auch eine Zeit des Wohlstands für die Slowaken bedeutet habe: „*Ich schätze Tiso sehr, weil ich mich erinnere, wie arm wir waren, als ich noch ein Kind war. Als er kam, ging es uns besser.*“³

Erzbischof Sokol löste durch diese Aussage nicht nur beim „Zentralrat der Juden in der Slowakei“, der die Äußerung eine Beleidigung der Opfer der Shoah nannte Verständnislosigkeit und Entsetzen aus, sondern auch innerhalb der katholischen Kirche und bei vielen Slowaken.

Glücklicherweise gibt es in der Slowakei eine Reihe von Einzelpersonen und Institutionen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben zu erinnern, zu sensibilisieren und zu mahnen. Mittlerweile wurde in Bratislava beispielsweise ein jüdisches Museum eingerichtet, dessen Sammlung das reiche Erbe des Landes von den ersten schriftlichen Nachweisen 1270 bis zum Verbot aller Aktivitäten 1940 widerspiegelt. Das Verdienst des Museums liegt aber vor allem darin, kulturelle Aktivitäten und Diskussionsveranstaltungen sowie Seminare für Lehrer zu organisieren. Es ist dem Museum ein Anliegen, durch Bücher und Publikationen einen Beitrag zur Geschichtsaufarbeitung zu leisten. Das Museum spielt in dieser Beziehung eine führende Rolle in der Slowakei, wie etwa mit dem Band „Antisemitismus in der politischen Entwicklung der Slowakei 1989-1999“. Dem Buch folgte eine internationale Konferenz über Antisemitismus, die im Jahr 2000 auf Initiative des Museums und unter Schirmherrschaft des damaligen Staatspräsidenten Rudolf Schuster veranstaltet wurde. Außerdem wird vom Museum



Holocaust Mahnmal des slowenischen Künstlers Milan Lukac © Milan Lukac/art11.com

an einem Filmprojekt über Holocaustüberlebende gearbeitet, in dem die jeweiligen Personen über ihr Leben erzählen sollen.

Ein ähnliches Vorhaben geht auch von CENTROPA, dem von Edward Serotta begründeten und geleiteten „Central Europe Center for Research and Documentation“ aus. CENTROPA hat zwar seinen Sitz in Wien, die Slowakei ist aber Teil des Projekts „Jüdische Zeugen eines europäischen Jahrhunderts“. Seit dem Jahr 2000 werden Lebensgeschichten gesammelt und private Fotos digitalisiert. Es geht nicht darum, wie jüdische Bürger während der Shoah umkamen, sondern vielmehr darum, wie sie lebten. Anhand alter Familienfotos erzählen die befragten Personen Geschichten über ihre Verwandten, die auf diesen Bildern zu sehen sind. Es sind gesammelte Erinnerungen, Alltagserlebnisse, Komödien und Tragödien eines Jahrhunderts jüdischen Lebens.

Otto Schwalb, einer der Interviewten, erinnert sich an die Veränderungen, die das Jahr 1989 für die



Sylvia PERFLER

Judita Schvalbova ist eine freundliche, aber auch energische ältere Dame. Sie lebt gemeinsam mit ihrem Mann Otto in einer gemütlichen kleinen Wohnung in Prešov (dt. Preschau), der drittgrößten Stadt der Slowakei. Frau Schvalbova wurde 1936 als Kind jüdischer Eltern geboren. Während des Krieges hatte die Familie Glück, sie konnte sich versteckt halten. Obwohl die Eltern mit ihrem Kind mehrmals beinahe entdeckt worden wären, schafften es alle drei, zu überleben. In den Jahren nach dem Krieg sei sie so gut wie nie mit antijüdischen Vorurteilen konfrontiert gewesen, meint Judita Schvalbova, auch wenn sich die Situation in den letzten Jahren geändert habe:

„In der Zeit des Sozialismus zeigten die Leute ihre antisemitischen Gefühle nicht. Ich würde sagen, dass ich heute öfter damit konfrontiert bin als damals. Da sind verschiedene Dinge, wie verbale Gewalt oder Vandalismus auf Friedhöfen. Wir hören davon in den Nachrichten, aber auch von unseren Freunden in Kosice (dt. Kaschau) und in Prešov, wo jemand ihre Häuser mit antisemitischen Slogans beschmiert hat.“¹

Bald nach der „Samtenen Revolution“ des Jahres 1989 kam es in der Slowakei zu ersten Bekundungen von Antisemitismus in der Öffentlichkeit. Friedhofsschändungen, Schmierereien, aber auch gewalttätige Übergriffe von Jugendlichen und Skinheads haben in den letzten Jahren stark zugenommen. In der Slowakei, wie auch in anderen mittel- und osteuropäischen Ländern, die nach dem Ende der sozialistischen Regimes um ihre Selbstbestimmung und Identität ringen haben nationalistisches, antijüdisches und faschistisches Gedankengut Konjunktur. Sensibilität für Antisemitismus ist in der Bevölkerung kaum vorhanden, das Problem wird heruntergespielt. Auch die slowakische Regierung sieht wenig Handlungsbedarf.

Die politische Wende 1989, die Trennung der Tschechoslowakei in zwei selbständige Staaten: die Tschechische Republik und die Slowakische Republik 1993 sowie der EU-Beitritt 2004 zogen wirtschaftliche und soziale Veränderungen nach



Eingang zum Chatam Sofer Memorial ©
Jüdisches Museum Bratislava

sich und trugen zur Verunsicherung weiter Teilen der Bevölkerung bei. In einer für viele unübersichtlichen Zeit wird nur zu gerne nach einfachen Erklärungsmustern gesucht. Dabei wird auf Vorurteile und Stereotypen zurückgegriffen, die noch vom Nationalismus des 19. Jahrhunderts stammen: Juden - die als „das Fremde“ allgemein gesehen werden - seien antislowakisch eingestellt, und sie verfügten über eine Übermacht in Politik und Wirtschaft.

Darüber hinaus ist eine der Ursache für das Aufkommen antijüdischer Ressentiments im zunehmenden Erstarken des Nationalgefühls zu suchen. Nachdem mit der Auflösung der Tschechoslowakei die Unabhängigkeit erreicht war, begann man in der Slowakei nach Anknüpfungspunkten und

Identifikationsfiguren in der eigenen Geschichte zu suchen. Dabei spielen die Jahre 1938 bis 1945, in denen das Land schon einmal ein „eigener“ Staat war, in der nationalen Selbstfindung eine wichtige Rolle:

Im Oktober 1938 hatte die stärkste slowakische Partei, die klerikal-nationalistische Slowakische Volkspartei des Priesters Andrej Hlinka (1864-1938; nach dessen Tod unter seinem Nachfolger Jozef Tiso „Hlinkas Slowakische Volkspartei“ genannt) die Autonomie ihres Landes innerhalb der geschwächten tschechoslowakischen Union durchgesetzt. Die Slowakische Volkspartei stützte sich auf faschistische Prinzipien und war geprägt von Nationalismus, Antikommunismus und Antisemitismus. Im Gegensatz zum Rassen-Antisemitismus in Deutschland wurde der Juden Hass in der Slowakei vor allem mithilfe religiös-wirtschaftlicher und nationalistischer Argumente begründet: Juden wurden als Ausbeuter, Gottesmörder und Feinde der slowakischen Nationalbewegung gesehen. Im November 1938 kam es in Bratislava, aber auch in anderen Städten zu pogromartigen Ausschreitungen durch die Hlinka-Garde, die paramilitärische Organisation der Slowakischen Volkspartei. Anlass war die Unterzeichnung des „Ersten Wiener Schiedsspruches“, dem zufolge Gebiete im Süden der Slowakei an Ungarn abge-

smart = it
computerservice

Tel: 01/9907603

smart:it OG
Ungargasse 30
1030 Wien

wünscht allen LeserInnen des DAVID
ein friedliches Pessachfest!

HAUSVERWALTUNG MÜLLER

IHR ZUVERLÄSSIGER UND
KOMPETENTER IMMOBILIENTREUHÄNDER

1010 Wien,
Volksgartenstraße 1
Tel: 310 87 81
Fax: 310 15 19
E-Mail: hvmueller@aon.at

wünscht allen Freunden
und Kunden
ein schönes Pessach-Fest!



Schalom!
Alles Gute zum
Pessachfest,
Frieden auf der Welt
wünscht

Josef Eichinger
Bezirksvorsteher-Stv.
Wien-Währing



Ich wünsche den jüdischen
BürgerInnen und allen Le-
serInnen des DAVID ein
friedliches Pessachfest.

Renate Kaufmann
Mariahilfer
Bezirksvorsteherin

Die
SPÖ-BRIGITTENAU

wünscht allen
jüdischen Freunden
ein schönes

PESSACH - FEST!



**PFLANZT BÄUME
IM HEILIGEN LAND!**

KKL macht Israel grün.

KEREN KAYEMETH LEISRAEL
1010 Wien Opernring 4/II/7
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119
e-mail: kkl@chello.at

Neu in Stadlau

kienbacher
training

rücken

therapie an medizinischen kraftgeräten

1220 Wien, Langobardenstraße 59
Tel.: 0820/820 022
Fax: 0820/820 022-15
www.kienbachertraining.at
stadlau@kienbachertraining.at

Der Versuch einer Rekonstruktion von Leben und Werk Otto Bauers muss hier enden. Spätere Erwähnungen sind nicht bekannt. Einschlägige Künstlerlexika³⁸ vermerken kein Todesdatum. Laut Helmut Weihsmann überlebte Bauer den Zweiten Weltkrieg versteckt in Südfrankreich.³⁹ Für die Exilforschung ist der Architekt Otto Bauer in vieler Hinsicht symptomatisch: Zu Leben, Werk und Person lassen sich beim gegenwärtigen Wissensstand nicht mehr als Fragmente zusammentragen.⁴⁰

liches Manuskript aus dem Jahr 1985, Übersetzung I. M. Über Ellinor Tordis ist nicht allzu viel bekannt. 1926 ließ sie sich vom durch seine Schiele-Portraitfotos bekannt gewordenen Anton Josef Trčka und der bekannten Wiener Theaterfotografin Grete Kolliner in Tanzkostümen fotografieren. 1930 veröffentlichte sie den Aufsatz „Soll es so bleiben? Gedanken über die Schwierigkeiten heutigen tänzerischen Schaffens in Wien“ im „Tanz Almanach“ von Carl Ivanitsch (s. Wien, Stadt der Juden. Die Welt der Tante Jolesch, Ausst.kat. Jüdisches Museum Wien 2004, S. 346). Sie unterrichtete Tanz und leitete eine denen von Grete Wiesenthal und Gertrud Bodenwieser vergleichbare moderne Tanzgruppe. 1941 trat sie an der Volksbühne in Berlin auf. Im Nachlass des Schriftstellers Felix Braun in der Wien Bibliothek findet sich Korrespondenz mit Tordis aus den Jahren 1950-72.

13 Das Haus auf dem Grundstück 12, Berges de la Prairie wurde nicht gebaut. Plesch lebte in Paris und Beaulieu-sur-Mer. Er starb 1974.

14 s. Burkhard Rukschcio, Roland Schachel, Adolf Loos Leben und Werk, Salzburg/Wien: Residenz, 1982, S. 595.

15 Walter Loos, der mit Adolf Loos nicht verwandt war, emigrierte aus politischen und kulturellen Gründen 1938 mit seiner Frau, der Designerin Fridl Steininger, über England und die USA nach Argentinien. Zu Walter Loos s. auch: Sonja Pisarik, Walter Loos in Wien und Buenos Aires, Diplomarbeit Universität Wien 2001, und dies., walter loos fridl loos hermann loos, Ausst.kat. Architekturzentrum Wien 2006.

16 Kulka gab 1930 die erste Loos-Monografie heraus. Nach Loos' Tod betreute er dessen Bauherren weiter. 1938 floh er mit seiner Familie nach Königgrätz, wo Verwandte seiner Frau, der Kunstgewerblerin Hilde Beran, lebten, 1939 weiter nach Neuseeland.

17 Zlatko Neumann stammte aus dem kroatischen Pakrac. Bei Neumanns Hochzeit konnte Loos nicht Trauzeuge sein, weil er nicht jüdischen Glaubens war. Neumann kehrte Ende der zwanziger Jahre nach Kroatien zurück und lebte mit seiner Frau Olgica in Zagreb.

18 Zu Loos und seinen Schülern s. Iris Meder, «In der Kärntnerbar, in Cabarets und Nachtlokalen» – Loos, Strnad, Frank, Hoffmann und ihre Schüler, in: Tagungsband Adolf-Loos-Tagung im Looshaus, Wien 2006, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2008; zu Loos' Zeit in Paris außerdem: Eva B. Ottillinger, Loos, Paris und die Jungen, in: Wien-Paris. Van Gogh, Cézanne und Österreichs Moderne 1880-1960, Ausst.kat. Belvedere Wien 2008.

19 s. Lisa Schlansker Kolosek, Chic. Die Pariser Moderne fotografiert von Thérèse Bonney, Berlin: edition ebersbach, 2002, S. 50f., und Elsie Altmann-Loos, Mein Leben mit Adolf Loos, Wien/München: Böhlau, 1984, S. 205. Hilaire Hiler, eigentlich Hiler Harzberg, und seine Eltern änderten 1928 angesichts des zunehmenden Antisemitismus ihren Nachnamen in Hiler, wie auch die Eltern Man Rays ihren russisch-jüdischen Namen Rudnitzky in Ray änderten.

20 Jules Pascin nahm sich 1930 das Leben.

21 Als im Sommer 1928 die Pariser Knize-Filiale eröffnet wurde, fand die Büste, die der Knize-Inhaber Fritz Wolff angekauft hatte, einen Platz auf dem Kaminsims. Laut Henri Béhar (Tristan Tzara – Les Roumains à Paris. Paris: OXUS, 2005, S. 90) hatten Loos und Tzara einander bereits in Zürich kennen gelernt.

22 s. Greta Knutson, Das Haus Tzara, in: Bauwelt 42/1981, S. 1896f.

23 1932 baute Guévrékian ein Doppelhaus in der Wiener Werkbundsiedlung. Im folgenden Jahr zog er nach Teheran, später nach London. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kehrte er nach Frankreich zurück, verweigerte während des Vichy-Regimes aber jede architektonische Tätigkeit und lebte in Südfrankreich von Kleinlandwirtschaft.

24 s. L'Autriche à Paris 1925 - L'Autriche à l'exposition internationale des arts décoratifs et industriels modernes Paris 1925, Wien 1925.

25 Hilda Polsterer kehrte 1937 aus familiären Gründen nach Wien zurück und heiratete den Philologen Otto Schuöcker. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg war ihr Salon am Schottenring ein Zentrum progressiven Denkens und künstlerischen Arbeitens, das sie auch als Protagonistin des „Art Club“

1 Im Studienjahr 1909/10 beispielsweise standen an der TH 2079 Katholiken 794 jüdische Studenten gegenüber. Der jüdische Anteil an der Wiener Bevölkerung betrug zu dieser Zeit rund 8-10 %.

2 Erinnerungen an Adolf Loos, in: Bauwelt 1981, H. 42, S. 1907. Felix Augenfeld wurde nach dem Besuch der Loos-Schule Assistent von Oskar Strnad. Er war gut mit Sigmund Freuds jüngstem Sohn Ernst befreundet, der ebenfalls bei Adolf Loos studiert hatte, aber Anfang der zwanziger Jahre mit seiner deutschen Frau nach Berlin zog. Augenfeld entwarf u. a. den Schreibtischsessel Sigmund Freuds. Er führte ein Architekturbüro gemeinsam mit einem weiteren Assistenten Strnads, Karl Hofmann. 1938 emigrierte er nach New York, Karl Hofmann nach Australien.

3 s. Innendekoration 1925, S. 298f. bzw. Bau- und Werkkunst 1927/28, S. 274f. Die Wiener Niederlassung von Siemens & Halske war im dritten Bezirk, das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.

4 s. Wer ist wer? Lexikon österreichischer Zeitgenossen, Hg. Paul Emödi, Red. Robert Teichl, Wien: Selbstverlag Wer ist wer, 1937.

5 Innendekoration 1924, S. 344ff. und Bau- und Werkkunst 1925/26, S. 225ff. Josef Morgenstern wurde im August 1938 nach Jugoslawien abgemeldet, später von Frankreich aus vermutlich nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Seine Frau hielt sich nach 1938 in Belgien auf, wo sie angeblich als «U-Boot» überlebte. Die Provenienzforschung der Österreichischen Galerie im Belvedere konnte beim Versuch der Restitution des Bildes, das 1943 aus dem Kunsthandel erworben worden war, keine Nachkommen ausfindig machen. Für diese Informationen danke ich Monika Mayer.

6 Artur Berger stattete hauptsächlich Filmproduktionen aus, u. a. für G. W. Pabst, Otto Preminger, Gustav Ucicky und Michael Curtis, schrieb Drehbücher und führte selbst Regie bei „Frau Eva“ (1916, mit Robert Wiene) und dem SPÖ-Werbe-Spielfilm „Die vom 17er-Haus“ (1932). 1936 emigrierte Berger nach Moskau, wo er zuerst für die Meschrabpom-Filmstudios, dann für Mos-Film tätig war.

7 1937 zogen Josef Berger und Margarete Berger-Hamerschlag weiter nach London. Zu Margarete Berger-Hamerschlag s. auch: Veronika Pfolz, Lebensbedingungen österreichischer Künstlerinnen in der Zwischenkriegszeit und im Exil bis 1945, Dissertation Universität Wien 2001, sowie dies., A Clan of Artists, unpublizierter Vortrag, Birmingham 2005.

8 Hilde und Fritz Lampl emigrierten 1938 nach London, Fritz Hohenberg geb. Berger in die USA.

9 Email an die Verfasserin vom 21. Dezember 2007.

10 Der Loos-Schüler Otto Breuer und seine Frau Grete Neuwald-Breuer. Breuer bemühte sich schon früh um die Publikation einer Gesamtausgabe der Texte von Adolf Loos. Er entwarf u. a. zwei Hauseinheiten in der Wiener Werkbundsiedlung und den Grabstein für Karl Kraus. Kurz nach der „Reichskristallnacht“ 1938 unternahm er einen Selbstmordversuch. Er wurde daraufhin in das Sanatorium Purkersdorf eingewiesen, wo er sich wenig später, angeblich gemeinsam mit seinem Bruder, erhängte. Grete Neuwald-Breuer, die als Keramikerin in Japan arbeitete, kehrte daraufhin nach Österreich zurück. Sie wurde nach Polen deportiert und 1942 ermordet.

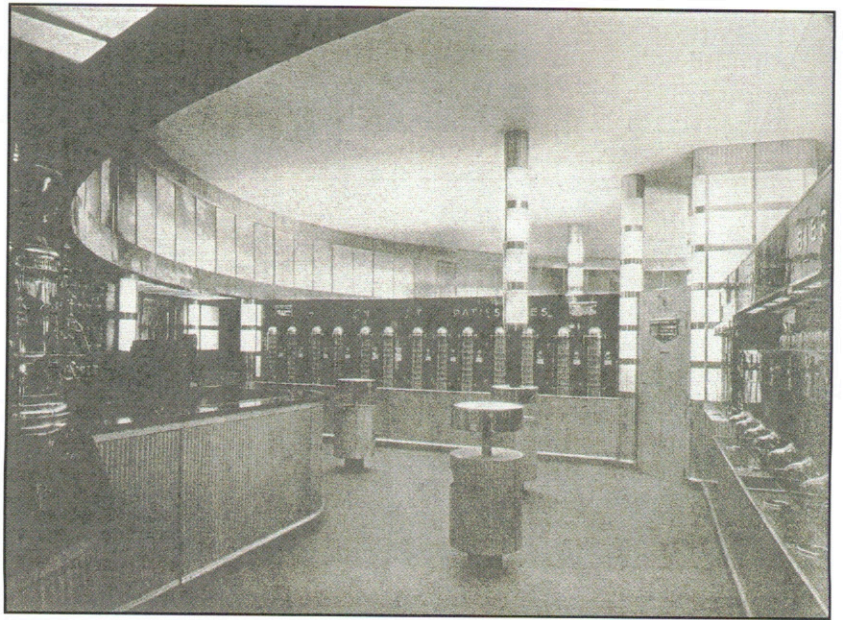
11 Otto Bauers Vater stammte aus Boskowitz, er selbst wurde aber in Wien geboren.

12 Nelly Koch-Hamerschlag, Hilde and Fritz Lampl, unveröffent-

Während Loos' Mitarbeiter Neumann, Kulka und Krieger jeweils nur einige Monate in Paris waren, lebte Gabriel Guévrékian seit 1921 ständig in Paris. In Istanbul geborener und in Teheran und Wien aufgewachsener Strnad-Schüler armenischer Herkunft, war Guévrékian mit Loos ebenso wie mit Le Corbusier befreundet, mit dem er regelmäßig Fußball spielte.²³ Erste Triumphe feierte er 1925 auf der „Exposition Internationale des arts décoratifs et industriels modernes“, kurz „Expo“, wo er mit Robert und Sonia Delaunay zusammenarbeitete. Auf der Leistungsschau moderner Gestaltung, die dem Begriff „Art Déco“ den Namen gab, war auch die Wiener Kunstgewerbeschule ausführlich vertreten. Josef Hoffmann entwarf den österreichischen Pavillon, für dessen Innenausstattung Oswald Haerdtl und Max Fellerer verantwortlich zeichneten, Oskar Strnad einen „Orgelturm“, Josef Frank das „Café Viennois“ der sprachlich französisierten Firma „Jules Meinl“. Auch zahlreiche Schüler und vor allem Schülerinnen der Kunstgewerbeschule präsentierten auf der „Expo“ ihre Arbeiten.²⁴ Ein während der Ausstellung aufgenommenes Scherzfoto zeigt Josef Hoffmann in einer Flugzeugkulisserie mit seinen Schülerinnen Camilla Birke, Christa Ehrlich und Hilde Polsterer.

Hilde (Hilda) Polsterer knüpfte auf der „Expo“ berufliche Kontakte und wurde im Anschluss an die Ausstellung Chefdesignerin der Inneneinrichtungslinie „Primavera“ des Kaufhauses Printemps. An der Wiener Kunstgewerbeschule war sie als porzellanhäutige, blauäugige Schönheit mit intellektuellem Charme und phantastischen Auftürmungen ihrer flachsblonden Haare eine der auffallendsten Erscheinungen. In Paris verkehrte sie in Dadaisten- und Surrealistenkreisen um Richard Huelsenbeck, Hans Arp, Paul Eluard, Louis Aragon und André Breton. Mehrere Jahre war sie eng mit Tristan Tzara liiert, der Familienvater war, mit Greta Knutson aber eine offene Beziehung führte.²⁵

Ausgezeichnet wurden auf der „Expo“ neben anderen österreichischen Produkten auch die Erzeugnisse der „Bimini“-Möbel-, Glas- und Keramikwerkstätte, die Josef Berger gemeinsam mit seinem Bruder Artur und seinem Schwager Fritz Lampl betrieb. Vermutlich trug der große Erfolg der österreichischen Exponate auf der Expo, für die auch Bauers Pavillon-Entwurf gedacht gewesen sein soll²⁶, zu Bauers Entscheidung bei, sich im folgenden Jahr in Paris niederzulassen. Angeblich realisierte er dort den Neubau des American Hospital in Neuilly, 63 Boulevard Victor Hugo.²⁷ Bauer konnte sich in Paris schnell einen Auftraggeberkreis schaffen. 1930 entstanden zwei Filialen der Automatenbuffet-Kette „Presto“ (Boulevard des



Buffet Presto, Paris, Place de la Bourse, Foto Lecram-Vigneau (André Vigneau) (Bau- und Werkkunst 1930/31)

Italiens/Boulevard Haussmann bzw. Place de la Bourse/Rue Vivienne/Rue des Filles St. Thomas)²⁸ in elegant geschwungenen Formen und noblen Materialien mit mattiertem Aluminium, schwarzem und weißem Opalglas, schwarzem Marmor und grünem Glasmosaik, außerdem der nicht realisierte Entwurf eines «Presto-Palasts». Der renommierte Werbefotograf André Vigneau dokumentierte die Lokale. Zur gleichen Zeit realisierte Bauer das großzügige Haus G. Kh. («Les Peupliers») in Garches bei Paris, 2 rue du Marquis-des-Mores.²⁹ Fotografisch dokumentiert wurde es von Paul Kowaliski, der später in den Laboratorien von Kodak-Pathé neue Verfahren der Farbfotografie entwickelte und zahlreiche Standardwerke zur Fototechnik publizierte. Wie die Presto-Bufferets zeigt das Haus, dass sich Bauer in seiner Pariser Zeit einem dem französischen Geschmack entsprechenden Art-Déco-beeinflussten Funktionalismus zuwandte. Das aus mehreren flachen Quadern komponierte Gebäude dominiert der über alle drei Geschosse reichende gläserne Halbzylinder des Treppenhauses mit Zugang von der panoramaverglasteten Wohnhalle. Merkmale des Loos'schen Erbes sind neben der dreidimensionalen Geschosstaffelung die Kassetierung der Decke, die Marmorkamine und die symmetrischen Aufrisse einzelner Bauteile. Bauer richtete zu dieser Zeit neben mehreren luxuriösen Wohnungen³⁰ auch die Redaktion der Tageszeitung «Le Journal» ein. 1933 arbeitete er angeblich an Georges-Henri Pingussons legendärem Grand Hôtel Latitude 43 in St. Tropez mit. Mehrere eigene Hotelentwürfe Bauers für Biarritz, Monte Carlo³¹ und den boomenden Badeort Juan-les-Pins, für den auch Adolf Loos und Gabriel Guévrékian Hotels planten, blieben unrealisiert.

Neben seinen Tätigkeiten in Frankreich hielt Bauer weiterhin auch Kontakt zu seinen Wiener Freunden und Kollegen und publizierte Arbeiten

„Ihr Platz ist in der Welt“
Fragmente zu Leben und Werk des Architekten Otto Bauer

 Iris MEDER

Otto Bauer wurde am 7. 11. 1897 als Sohn des aus Boskowitz (Boskovice) nördlich von Brünn stammenden Geschäftsführers einer Eisenhandlung Leopold Bauer und seiner Frau Hedwig geb. Pick aus dem ostböhmischen Chotzen (Choceň) geboren. Die beiden hatten 1896 nach jüdischem Ritus in Wien geheiratet, wo auch ihr Sohn zur Welt kam. Er studierte Architektur an der Wiener Technischen Hochschule, die eine solide technische Grundausbildung gewährleistete und bei jüdischen Studenten sehr beliebt war. Ihr Direktor Carl König war selbst jüdischer Herkunft und stellte daher für assimilierte jüdische Studenten eine Identifikationsfigur dar.¹ Die künstlerisch ungleich renommiertere Meisterklasse Otto Wagners an der Kunstakademie wurde von jüdischen Studenten dagegen gemieden, da das Klima dort als antisemitisch galt. Etwa ab 1910 hatte sich unter den TH-Absolventen Oskar Strnad, Josef Frank und Oskar Wlach eine Adolf Loos nahestehende neue Architekturauffassung vor allem im Wohnbau formiert. Von der Wiener Secession und der Wiener Werkstätte mit ihrem „Garniturdenken“ setzten sie sich nachdrücklich ab. Mit ihren Mitstreitern gemeinsam war ihnen die Herkunft aus dem jüdischen Bürgertum. Ihre Eltern waren wie die Otto Bauers aus Ungarn, der Slowakei, Böhmen oder Mähren nach Wien zugewandert.



Adolf Loos mit seinen Schülern auf dem Dach der Schwarzwaldschule, um 1920/21, ganz links Josef Berger, 6. v. l. Otto Bauer (Rukschcio/Schachel, Adolf Loos, Salzburg/Wien 1982)

Neben dem eher konservativen TH-Unterricht besuchte Bauer die private Bauschule von Adolf Loos im Mädchenlyzeum von Loos' Gönnerin Eugenie Schwarzwald im Gebäude Wallnerstraße 9/Herrengasse 10. Auf dem Dach des Hauses wurde ein Klassenfoto aufgenommen, das auch Otto Bauer und seinen Studienfreund Josef „Pepi“ Berger

zeigt. Obwohl die Schule ausdrücklich auch Damen offenstand, wurde davon offenbar kein Gebrauch gemacht. Nahezu alle Studenten von Loos waren jüdischer Herkunft; mit vielen blieb Loos zeit seines Lebens befreundet. Eine Beschreibung der Loos-Schule gibt der Architekt Felix Augenfeld:

„Es war eine Art Seminar, eine lose Gruppe von Studenten, durch eine gemeinsame Gesinnung vereinigt, die sich nicht in einem Hörsaal oder Atelier trafen, sondern auf improvisierten Spaziergängen oder Tafelrunden in der Stadt, in der Kärntnerbar [...], in Cabarets und Nachtlokalen, auf Marmorlagerplätzen und in den von Loos umgebauten und eingerichteten Wohnungen. Der Unterricht bestand aus Gesprächen, zumeist kritischer oder polemischer Art, insbesondere gerichtet gegen Josef Hoffmann [...].“²

Nach seinem TH-Diplom 1921 begann Bauer, sich in Wien als Architekt zu etablieren, zunächst mit Einrichtungen von Wohnungen und Geschäftslokalen, unter anderem eines nicht genau lokalisierbaren Büros und Verkaufslokals für medizinische Technik und Amateur-Radioapparate für Siemens & Halske.³ Auch die Standorte der in zeitgenössischen Veröffentlichungen erwähnten Einfamilienhäuser Bauers in Wien und Olmütz⁴ waren bislang nicht zu bestimmen. 1924 wurde die von Bauer eingerichtete großzügige Wohnung des 1886 geborenen Handelsangestellten und Laienrichters Kommerzialrat Dr. Josef Morgenstern und seiner Frau Alice geb. Freund in Wien 4, Apfelgasse 3 publiziert, mit Boudoir, Marmorbad und Egon Schieles 1917 entstandenenem Gemälde „Vier Bäume“ über dem Kamin des Musikzimmers. Am Konzertflügel standen zwei Stühle für vierhändiges Spielen, auch den Notenschrank hatte Bauer entworfen.⁵

Josef Berger gründete 1921 mit seinem Studienkollegen Martin Ziegler das Büro Berger/Ziegler mit Sitz in Wien 8, Lerchenfelder Straße 54. Anfang 1925 gründeten Bauer, Berger und Ziegler den „Bund junger österreichischer Architekten“ (B.Ö.A.). Der Vereinigung war aber offensichtlich kein langes Leben beschieden. Das Büro Berger/Ziegler wurde gelegentlich durch Josef Bergers Bruder Artur verstärkt, der sich zunehmend der Arbeit für den Film zuwandte⁶, während ihre beiden Schwestern Hilde und Fritzi den Modosalon „Schwestern Berger“ betrieben. 1922 heiratete Josef Berger die an der Kunstgewerbeschule bei Franz Čížek und Oskar Strnad ausgebildete Künstlerin Margarete

Juden der Fa. Stölzle Glas AG., Glasfabrik Alt-Nagelberg, an den Bürgermeister als Ortspolizeibehörde, Nagelberg, ND, 6.10.1944; Bestätigung des Bürgermeisters von Nagelberg, ND, an die Fa. Stölzle Glas AG., Glasfabrik Alt-Nagelberg, 12.10.1944, Injoest.

²¹ LG Wien Vg 1 Vr 770/46.

²² LG Wien Vg 6a Vr 8267/46.

²³ Vgl. Matriken der IKG Wien.

²⁴ LG Wien Vg 1 Vr 770/46; Kasztner, Bericht, S. 157.

²⁵ Der Rückzug aus Westungarn hatte bereits begonnen. Vgl.: Eleonore Lappin, The Death Marches of Hungarian Jews Through Austria in the Spring of 1945. In: Yad Vashem Studies XXVIII (2000), S. 203-242.

²⁶ Vgl.: Befragung des Siegfried Überreither durch Lord Schuster am 5.3.1946 über die Verantwortung der Ermordung von 7.000 ungarischen Juden im April 1945, in der Steiermark, DÖW 12.697; Aussage von Franz Ziereis, Kommandant von Mauthausen am 24.5.1945. In: Peter Kammerstätter, Der Todesmarsch ungarischer Juden vom KZ Mauthausen nach Gunskirchen, April 1945. Eine Materialsammlung mit Bildern (unveröffentlicht), Linz 1971, S. 8, DÖW 6733; Zeugenvernehmung von Tobias Portschy, LG Graz 13 Vr 20/60; Aussage von Baldur von Schirach. In: Hans Marsalek, Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen, 2. Auflage, Wien 1980, S. 144.

²⁷ Vgl. dazu: Stanislav Zamecnik, Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen: zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14./18. April 1945. In: Dachauer Hefte, (Heft 1, 1985), S. 219–231.

²⁸ LG Wien Vg 1 b Vr 770/46; Kasztner, Bericht, S. 170.

²⁹ Vgl. Die Aussagen Siegfried Seidls in LG Wien Vg 1 b Vr 770/46.

³⁰ Moshe Porat

³¹ Eleonore Lappin, Das Massaker von Hofamt Priel. In: Dies., Susanne Uslu-Pauer und Manfred Wieninger, Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45 (= Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde Band 45, hg. v. Willibald Rosner und Reinelde Motz-Linhart), St. Pölten 2006, S. 103–132.

³² LG Wien Vg 1 Vr 572/46 wegen der Ermordung von 21 Personen in Mikulov; LG Wien Vg 1b Vr 2092/45 wegen der Ermordung von 76 Personen in Göstling/Ybbs. Siehe auch: Klaus-Dieter Mulley, Nationalsozialismus im politischen Bezirk Scheibbs 1930 bis 1945. Versuch einer Regionalgeschichte, phil. Diss., Wien 1981.

³³ Braham, Politics of Genocide, S. 820–829.

³⁴ Auschwitz. In: Israel Gutman (Hg.), Encyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, München und Zürich o. D., Bd. I A–G, S. 117.

³⁵ Hilberg, Vernichtung, S. 923.

³⁶ Leopold Banny, Schild im Osten. Der „Südostwall“ zwischen Donau und Untersteiermark 1944/45, Lackenbach 1985, S. 58.

³⁷ Varga, Ungarn, S. 349.

³⁸ Szita, Verschleppt, S. 195.

³⁹ Szabolcs Szita, The Forced Labor of Hungarian Jews at the Fortification of the Western Border Regions of Hungary, 1944–1945. In: Randolph Braham (Hg.), Studies on the Holocaust in Hungary (=Social Science Monographies), New York 1990, S. 175–193.

⁴⁰ Um Sopron waren etwa 10.000, um Köszeg etwas 8.000 Personen im Einsatz. Vgl.: Szita, The Forced Labor, S. 6. Diese Zahl wird sowohl für den Beginn als auch für das Ende des Arbeitseinsatzes angegeben. LG Wien Vg 4c Vr 6004/47; Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA) Archiv der Republik (AdR) Bundesministerium für Inneres (BuMinI) 55.086-18/70.

⁴¹ Braham, Destruction, Dokument 242, S. 532 f.

⁴² ÖStA AdR BuMinI 54.370-18/70.

⁴³ Siehe dazu: Eleonore Lappin, Der Todesmarsch ungarischer Jüdinnen und Juden von Ungarn nach Mauthausen im zeitgeschichtlichen Kontext. In: Heimo Halbrainer, Christian Ehetreiber (Hg.), Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz 2005, S. 59–94.

⁴⁴ Braham, Politics of Genocide, S. 438–443.

⁴⁵ LG Wien Vg 2d Vr 6790/46.

⁴⁶ ÖStA AdR BuMinI Zl. 55.086-18/70.

⁴⁷ DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung Niederösterreich, 3. Bd., 395.

⁴⁸ Werner Eichbauer, Die Judenlager von Wiener Neustadt, Felixdorf und Lichtenwörth, Neulengbach 1987, S. 47 f.

⁴⁹ Ebenda, S. 51.

⁵⁰ LG Wien Vg 12 Vr 7552/46.

⁵¹ Zwangsarbeiter/innen und Helfer/innen in Gmünd und Weitra. In: Christian Gmeiner, Eleonore Lappin (Hg.), Shatil. Intervention in die Erinnerungskultur des Waldviertels. Ehrungen von Lebensrettern/innen aus dem Jahr 1945, Krems 2006.

⁵² Eleonore Lappin, Die Rolle der Waffen-SS beim Zwangsarbeitseinsatz ungarischer Juden im Gau Steiermark und bei den Todesmärschen ins KZ Mauthausen (1944/45). In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Jahrbuch 2004, Schwerpunkt: Mauthausen, S. 77–112.

⁵³ Geheime Dienstanweisung Nr. 24, Kreis Fürstenfeld, 22.3.1945, Public Record Office, London (PRO) Foreign Office (FO) 1020/2063; ÖStA AdR BuMinI 54.370-18/70.

⁵⁴ LG Wien Vg 1a Vr 1125/45.

⁵⁵ Eleonore Lappin, Die Todesmärsche ungarischer Juden durch den Gau Steiermark. In: Gerald Lamprecht (Hg.), Jüdisches Leben in der Steiermark. Marginalisierung, Auslöschung, Annäherung, Innsbruck, Wien, München, Bozen 2004, S. 263–290.

⁵⁶ LG Graz Vg 13 Vr 4566/46.

⁵⁷ Bericht des I.O.Capt., 9th Bn The Manch Reg., an HQ 45 Div./Styria District CMF vom 12.12.1945, PRO FO 1020/1899; LG Graz Vg 13 Vr 4566/46.

⁵⁸ Ermittlungsbericht der Kriminalpolizei Graz, 5.7.1945, PRO WO 310/155; Gendarmerieposten Gratwein an das Landesgendarmeriekommando für Stmk., 19.7.1945, PRO WO 310/155.

⁵⁹ Bericht der jüdischen Historischen Dokumentation vom 19. 11. 1951, YVA 015/36. ■

Donaustadt

Zum bevorstehenden Pessachfest
wünsche ich allen jüdischen BürgerInnen
sowie den Lesern des DAVID alles Gute.

Norbert Scheed
Bezirksworsteher



N. Lanciano Batterie-Großhandel

Familie Lanchiano
wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein friedliches Pessach-Fest!

unfähigen Insassen laut NS-Ideologie keinen Wert besaßen, ließ es sie zugrunde gehen. Ebenso wenig waren die Gauleitungen bereit, für die einmal abgeschobenen Arbeiter irgendeine weitere Verantwortung zu übernehmen.

Diese Einstellung wurde weiteren 1.700 vom „Südostwall“ abgezogenen Schanzarbeiter/innen zum Verhängnis. Sie erreichten zu Weihnachten 1944 in einem Bahntransport Gmünd, wo sie bis Mitte Februar 1945 auf ihre Weiterreise warten mussten. Die Verantwortung für die Verpflegung und Unterbringung des Transports wurde dem Kreisleiter von Gmünd aufgezwungen, da sich weder die Gauleitung noch das SEK verantwortlich fühlten und offenbar fast zwei Monate lang auch kein KZ-Lager fanden, das bereit gewesen wäre, den Transport aufzunehmen. In Gmünd starben mehr als vierhundert Personen an Hunger, Kälte und Krankheiten.⁵¹

Die Lager entlang des „Südostwalls“

Nach Kriegsende befasste sich eine ganze Reihe von Volksgerichtsverfahren mit Verbrechen, die gegen jüdische Insassen von Lagern entlang des „Südostwalls“ verübt worden waren. Diese ergeben meist ein ähnliches Bild: Die für die Juden verantwortlichen NS-Funktionäre waren entweder selbst brutale Judenschinder oder duldeten Übergriffe anderer gegen die ihnen unterstellten jüdischen Arbeiter. Die Verpflegung entlang des „Südostwalls“ war schlecht, Juden erhielten die am wenigsten nahrhaften Speisen in Hungerrationen. Untergebracht waren sie in ungeheizten Scheunen, Stadeln, Meierhöfen und Baracken, in Kellern und auf Dachböden, bisweilen auch in leer stehenden Schulgebäuden. Als im Herbst die Brunnen zufroren, konnten sich viele Arbeiter monatelang nicht waschen. Schmutz, Unterernährung und Erschöpfung führten zu Seuchen. Doch selbst ausreichend vorhandene Medikamente durften nicht an Juden ausgegeben werden, weil sie eben nur für „Arier“ bestimmt waren. Ebenso wenig durften „arische“ Ärzte oder Pfleger/innen Juden betreuen. Der gesetzlich gedeckte Rassismus ließ keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Vorgangsweise aufkommen und verhinderte auch nach dem Krieg die Schuldeinsicht.

Die große Zahl an Arbeitern, welche das vorgegebene Pensum nicht erreichten, weil sie krank und schwach waren, erhöhte den Druck, der auf den Abschnittsleitern lastete, welche für den Baufortschritt verantwortlich waren. Diese gaben den Druck an die Arbeiter weiter, viele waren darüber hinaus rabiate Antisemiten. Selbst Entlausungen, die den jüdischen Arbeitern prinzipiell zustanden, wurden zögerlich und unzureichend durchgeführt, an Maßnahmen wie Schonung in besseren Unterkünften oder zusätzliche Verpflegung war nicht gedacht. Kranke wurden im Gegenteil in noch primitivere Behausungen verlegt, ihre Kost wurde weiter reduziert, medizinische Behandlung gab es keine. Diese „Isolierung“ diente angeblich dazu, die Verbreitung von Seuchen einzudämmen, tatsächlich ließ man die Kranken

sterben. Kranke, die sich noch irgendwie auf den Beinen halten konnten, mieden diese sogenannten „Sanatorien“ oder „Lazarette“ als lebensgefährlich, was sie in der Tat auch waren.

Als im steirischen Abschnitt Feldbach im Februar 1945 unter den jüdischen Schanzarbeitern Flecktyphus ausbrach, befahl die Gauleitung in einigen Lagern die Erschießung von Kranken, angeblich auch, um die Seuche einzudämmen. Da in der Umgebung kroatische Waffen-SS stationiert war, die in einigen Lagern auch die Wachmannschaften für die Juden stellte, konnten die zuständigen Abschnittsleitungen sie für die Erschießungen gewinnen. Nur in Klöch mussten Angehörige des Volkssturms das Massaker an Kranken selbst durchführen.⁵² Doch auch ohne Erschießungen war die Sterberate in vielen Lagern entlang des „Südostwall“s hoch.

Die Todesmärsche nach Mauthausen

Um den 28. März 1945 ordnete Heinrich Himmler den Rückzug sämtlicher jüdischer Arbeiter/innen nach Mauthausen „unter möglicher Schonung ihres Lebens“ an. Danach wurden die österreichischen Lager entlang des „Südostwalls“ aufgelöst, der Rückzug aus den westungarischen Lagern war bereits eine Woche früher erfolgt.

Ebenso wie den Arbeitseinsatz organisierten die Dienststellen der Gauleitungen auch die Rückzugsmärsche. Diesen unterstehende Parteiformationen – „Volkssturm“, SA, HJ, politische Funktionäre – unterstützt von Gendarmerie und Waffen-SS stellten die Wachmannschaften. Während diese an den jeweiligen Rayongrenzen abgelöst wurden, begleitete eine von der allgemeinen SS oder Gestapo gestellte Transportleitung die Kolonnen auf weiteren Strecken. Die Kreisorganisationsleiter planten im voraus Routen sowie die täglich zurückzulegenden Strecken und die Zusammensetzung der Begleitmannschaften.⁵³ Für Verpflegung und Unterkunft waren ebenfalls die örtlichen Parteistellen zuständig. Doch während diese den Begleitmannschaften stets zur Verfügung standen, mussten die Marschteilnehmer/innen bei feucht-kaltem Frühjahrswetter meist im Freien übernachten und erhielten tagelang keine Verpflegung.

Da offensichtlich war, dass die sowjetischen Truppen zunächst nach Wien vorstoßen würden, wurden die Arbeiter/innen aus dem Raum Sopron und dem „Gau Niederdonau“ so rasch als möglich evakuiert, um zu verhindern, dass sie von der Front überrollt und befreit würden. Die überwiegende Mehrheit wurde in Gramatneusiedl auf Züge verladen und nach Mauthausen verbracht. Etwa zweitausend Arbeiter aus dem Abschnitt Bruck/Leitha wurden in Bad Deutsch-Altenburg auf Donau-Schleppkähne verladen, die sie nach Mauthausen brachten.⁵⁴ Die im Gau Steiermark sowie im Raum Köszeg und Bucsu internierten ungarischen Jüdinnen und Juden mussten hingegen den gesamten Weg von der Grenze bis Mauthausen zu Fuß zurücklegen. Den Wachmannschaften wurde befohlen, Nachzüg-

diese zum Betteln nutzten. Außerdem gestattete das SEK Rezsö Kaszner, über das Ungarische Rote Kreuz und den Joint offiziell und inoffiziell Medikamente, Nahrungsmittel, Bekleidung und andere Bedarfsgegenstände für die Deportierten nach Österreich zu schicken.²⁴ Dies lag natürlich auch im Interesse des SEK, da dadurch die Arbeitsfähigkeit und damit sein Profit zunahmen. Der zweitgrößte Profiteur dieses Einsatzes war die Gemeinde Wien. Sie war einerseits der wichtigste Arbeitgeber, andererseits betrieb sie auch mehrere Wohnlager für jüdische Zwangsarbeiter/innen in Wien.

Die „Evakuierungen“

Im November 1944 wurden aus Wien und Niederösterreich 2.200 Personen abgezogen, deren Arbeitskraft nach Beendigung der Erntearbeiten nicht mehr benötigt wurde. Diese wurden ins KZ Bergen-Belsen überstellt, wo sie in jenen Baracken unterkamen, die kurz zuvor der Palästinatransport verlassen hatte, der in die Schweiz abgereist war. Gerüchte ließen sie hoffen, ebenfalls bald freizukommen. Diese bewahrheiteten sich nicht. Dennoch waren die Lebensbedingungen im sogenannten „Ungarnlager“ zunächst durchaus erträglich. Als im Frühjahr 1945 die Versorgung des KZ Bergen-Belsen zusammenbrach und eine verheerende Typhusepidemie grassierte, waren jedoch auch die Insassen des Ungarnlagers davon betroffen, die Hunderte Todesfälle zu beklagen hatten.

Als sich im Frühjahr 1945 die Rote Armee bedrohlich der österreichischen Grenze näherte, sollten die noch in Österreich verbliebenen ungarisch-jüdischen Familien nach Theresienstadt gebracht werden, wo die Überlebenschancen besser als in anderen Konzentrationslagern im Dritten Reich waren. Aufgrund der Zerstörung des Bahnhofs Strasshof am 26. März 1945 gelang dies lediglich für etwa 2.600 Personen.

Um den 28. März 1945 erteilte Heinrich Himmler bei einer Besprechung in Wien mit den Gauleitern von Wien, Niederdonau, Oberdonau und Steiermark sowie dem Kommandanten des KZ Mauthausen in Wien den Rückzugsbefehl für sämtliche ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter/innen. Da Strasshof zerstört war, mussten die dem SEK unterstehenden Familien ebenso wie die Schanzarbeiter/innen vom „Südostwall“ nach Mauthausen evakuiert werden.²⁵ Himmler befahl, das Leben der Juden bei den Rückzugsmärschen so weit als möglich zu schonen,²⁶ doch blieb der Befehl, dass kein Häftling lebend in die Hände des Feindes fallen dürfe,²⁷ aufrecht. Die Gauleitungen betonten bei der Instruktion ihrer Wachmannschaften letzteren Befehl, was zu Tausenden Morden an Marschunfähigen, Nachzüglern und – tatsächlichen oder angeblichen – Flüchtlingen entlang der Routen nach Mauthausen führte. Die Mitglieder des SEK nahmen Himmlers – und ihr eigenes – Bemühen, sich mit der Rettung von ein paar Tausend Juden zu Kriegsende ein Alibi zu verschaffen, und damit seinen „Schonungsbefehl“

ernster. Bevor sie Wien am 2. April verließen, versicherten sie jüdischen Funktionären, Befehl gegeben zu haben, die ungarischen Familien in ihren Lagern zu lassen.²⁸ Dies war eine Lüge.²⁹ In ihren Lagern befreit wurden lediglich mehrere Tausend Häftlinge im südlichen und östlichen Niederösterreich, welche die Front noch vor ihrer Evakuierung überrollte, sowie jene, denen in der chaotischen Endphase des Kriegs in Wien die Flucht gelang. Dennoch durften die Mitglieder des SEK den Wachmannschaften – meist Gendarmerie und SS – tatsächlich die Schonung des Lebens der Häftlinge aufgetragen haben, bevor sie selbst in den Westen Österreichs flüchteten. Zwar schildert ein Teil der Überlebenden die Fußmärsche von Wien bis zu dem Ort, an dem sie auf Züge verladen wurden, als brutale Todesmärsche.³⁰ Doch bei anderen Transporten wurden die Langsameren und Schwächeren keineswegs erschossen, sondern einfach zurückgelassen und bewegten sich unbewacht in Richtung „Linz“ (Tarnname für Mauthausen). Ende April sammelte die Gendarmerie solche im Donautal herumirrenden Gruppen ein und brachte sie ins Durchgangslager Persenbeug, wo sie von der Gemeinde versorgt wurden. Doch in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai ermordete eine Einheit der Waffen-SS fast sämtliche Lagerinsassen, nur neun überlebten das Massaker.³¹ Für die Waffen-SS war dies eine „Säuberungsaktion“ im Frontgebiet, wo Juden der Aufenthalt verboten war. Denn ab Mitte April 1945, als die rechtzeitige Evakuierung von Arbeiter/innen, die sich entweder noch an ihren Arbeitsstätten oder zu Fuß auf dem Weg nach Mauthausen befanden, aufgrund des Vormarschs der sowjetischen Truppen fraglich wurde, verübten Mitglieder der Waffen-SS und der SS-Feldgendarmerie an mehreren Orten Niederösterreichs und Südmährens solche Massaker und ermordeten Hunderte Menschen. Bisweilen ist eine Kooperation der Kreisleitungen mit den Mördern nachweisbar, aber auch die „Hitlerjugend“ leistete willige Handlangerdienste.³² Nicht beteiligt an diesen Morden waren die Mitglieder des SEK, denn diese waren bereits längst nach Westen geflohen.

Ungarisch-jüdische Schanzarbeiter/innen entlang des „Südostwalls“

Am 7. Juli 1944 hatte Miklos Horthy unter massivem in- und ausländischen Druck einen vorläufigen Stopp der Deportationen von Ungarn nach Auschwitz verfügt und damit die etwa 200.000 Budapester Jüdinnen und Juden sowie die 80.000 jüdischen Männer, die bei der ungarischen Armee Arbeitsdienst, also Zwangsarbeit, leisten mussten, gerettet. Dies änderte sich, nachdem sich am 15. Oktober die „Pfeilkreuzler“ mit Hilfe der Deutschen an die Macht geputscht hatten.³³ Die neue ungarische Regierung erklärte sich bereit, Deutschland Jüdinnen und Juden, angeblich nur für kriegswichtige Arbeiten und nur bis Kriegsende, zu überlassen. Adolf Eichmann hingegen sah in diesem Abkommen die letzte Möglichkeit, die „Endlösung der Judenfrage“ in Ungarn abzuschließen. Die Vernichtungsmaschinerie von

Zwangsarbeit ungarischer Juden in Österreich 1944/45 und die Todesmärsche im Frühjahr 1945

 Eleonore LAPPIN

Unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Ungarn im März 1944 wurden Tausende Deutschland gegenüber kritisch eingestellte nichtjüdische und jüdische Ungarn verhaftet, die entweder wirtschaftlichen, politischen oder gesellschaftlichen Einfluss besessen hatten.¹ Etwa zweitausend dieser Verhafteten wurden nach Verhören bei der Wiener Gestapo in der Rossauer Kaserne im „Arbeitserziehungslager“ Oberlanzendorf bei Wien interniert.² Zwischen dem 14. Mai und dem 9. Juli 1944 wurden mehr als 430.000 ungarische Jüdinnen und Juden deportiert, meist nach Auschwitz, wo etwa 75% der Deportierten kurz nach ihrer Ankunft vernichtet wurden.³ Die Überlebenden kamen in Konzentrations- und Arbeitslager, unter anderem ins KZ Mauthausen und seine Nebenlager, wo ihre Lebenserwartung ebenfalls gering war. Etwa 60.000 Jüdinnen und Juden wurden ab dem Frühjahr 1944 als Sklavenarbeiter/innen nach Österreich verbracht. Mit ihrem Schicksal befasst sich dieser Beitrag.

Die Okkupation Ungarns

Deutschland okkupierte Ungarn im März 1944, weil dieses aus einem offensichtlich verlorenen Krieg aussteigen wollte und somit ein unverlässlicher Alliiertes geworden war. Die deutschen Okkupanten beließen jedoch eine weitgehend autonome ungarische Regierung unter dem früheren Regenten Miklós Horthy im Amt, nicht zuletzt, um die Verantwortung für Verbrechen wie die geplante Vernichtung der jüdischen Bevölkerung des Landes mit dieser zu teilen. Tatsächlich bestand das von Adolf Eichmann geleitete „Sondereinsatzkommando der Sicherheitspolizei und des „Sicherheitsdienstes Ungarn“ (SEK), welches die Deportationen organisierte, aus nur 150 bis 200 Personen, darunter allerdings, wie Raul Hilberg betont, die „erfahrensten Deportationsexperten des Reichssicherheitshauptamts“.⁴ Sie fungierten jedoch lediglich als „Berater“, durchgeführt wurden die Deportationen von der ungarischen Gendarmerie. Ebenso erließ die ungarische Regierung die dafür notwendigen antijüdischen Gesetze.

Arbeitsklaven für Österreich – Faustpfand für die SS

Bereits seit Jahren hatte das Budapester „Hilfs- und Rettungskomitees“ (*Waadat Esra Wehazala*), ein Zusammenschluss zionistischer und orthodoxer Gruppierungen, vor allem polnische, aber auch tschechische und österreichische Flüchtlinge⁵ unterstützt und auch die illegale Auswanderung nach Palästina organisiert. Aufgrund ihrer Kontakte ins

Ausland waren die Mitarbeiter des Hilfskomitees über den Holocaust und die Gefahr, in der die ungarischen Juden nach der deutschen Okkupation schwebten, informiert. Als Dieter Wisliceny, Mitglied von Eichmanns SEK, am 5. April 1944 dem geschäftsführenden Vizepräsidenten des Hilfskomitees, Rezső Kasztner sowie seinem Mitarbeiter Joel Brand anbot, ihnen die noch überlebenden Juden im „Deutschen Reich“ für zwei Millionen Dollar verkaufen zu wollen, stiegen sie auf die Verhandlungen ein.⁶ Denn sie glaubten erkannt zu haben, dass der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler angesichts der schlechten militärischen Lage tatsächlich bereit wäre, die noch überlebenden Juden unter bestimmten Bedingungen zu verschonen. Obwohl die bald danach einsetzende Gettoisierung und Deportation der ungarischen Juden die Glaubwürdigkeit der Gesprächspartner infragestellte, verhandelte das Hilfskomitee mit verschiedenen Mitgliedern des SEK weiter und übergab diese große Geldsummen und Mengen an Wertgegenständen. Am 2. Mai erklärte sich Hermann Krumei, der Stellvertreter Eichmanns, bereit, sechshundert Personen, die im Besitz von „Palästina-Zertifikaten“ waren, die Ausreise ins neutrale Ausland ermöglichen zu wollen. Nach langwierigen Verhandlungen verließ dieser sogenannte Palästina-Transport Ungarn tatsächlich Ende Juni und zwar mit fast 1.700 Personen. Nach einem längeren Aufenthalt im „Bevorzugtenlager“ des KZ Bergen-Belsen durften seine Teilnehmer/innen in die Schweiz ausreisen.⁷ Dies war der eindeutigste Erfolg der Verhandlungstätigkeit des „Hilfs- und Rettungskomitees“.

Am 25. April und am 5. Mai 1944 bot Adolf Eichmann Joel Brand an, eine Million Juden für die Lieferung von zehntausend Lastkraftwagen und anderen Waren aus dem Westen freizulassen.⁸ Dieses Angebot stand im Zusammenhang mit den Versuchen Himmlers, einen Separatfrieden mit den Westmächten abzuschließen, wobei die Verhandlungen um die Rettung von Juden als Tarnung dienen sollten.⁹ Die Aktion scheiterte am Unwillen der Westmächte ihr Handelsembargo gegen Deutschland zu durchbrechen. Dennoch traf sich ein Vertreter des amerikanischen War Refugee Board mit Vertretern der SS an der Grenze zwischen Österreich und der Schweiz. Durch minimales Entgegenkommen konnte die Verhandlungen bis Kriegsende weitergeführt werden, zuletzt, weil sich die beteiligten SS-Männer bis hinauf zu Heinrich Himmler damit Alibis für die Zeit nach dem Krieg beschaffen wollten.¹⁰

Am 14. Juni erklärte sich Eichmann bereit, „drei-

finden sich schließlich im „Judenstaat“, wengleich sich der Autor hier noch nicht im Klaren darüber war, ob dieser in Palästina oder in Argentinien errichtet werden sollte. Die neu zu gründenden Städte und Arbeitersiedlungen jedoch sollten sowohl in hygienischer wie sozialer Hinsicht die modernsten Errungenschaften der westlichen Zivilisation widerspiegeln und beispielgebend für andere Völker werden. Rückgriffe auf frühere Entwicklungsstufen oder Bestrebungen, die die „Überwindung des Judennotstandes“ ausschließlich in der Schaffung jüdischer Ackerbauern zum Ziel hätten, hielt Herzl für „künstliche Mittel“ und einen „wunderlichen Irrtum“:

Will man heute ein Land gründen, darf man es nicht in der Weise machen, die vor tausend Jahren die einzig mögliche gewesen wäre. Es ist töricht, auf alte Kulturstufen zurückzukehren, wie es manche Zionisten möchten.⁹

Für den Modernisten Herzl sollte der organisierte Exodus der Juden aus ihren bisherigen Wohnländern in ihre völkerrechtlich gesicherte Heimstätte „mitten in der Kultur“ und mit allen Mitteln des technischen Fortschrittes vollzogen werden. Kontinuität in der Entwicklung – eine Grundprämisse seiner Judenstaatsidee – sollte auch für den Städte- und Wohnungsbau gelten.

Man kehrt nicht auf eine niedrigere Stufe zurück, sondern ersteigt eine höhere. Man bezieht keine Lehmhütten, sondern schönere, modernere Häuser, die man sich neu baut und ungefährdet besitzen darf.¹⁰

Herzls Städtebauvisionen, die man in seinen Tagebüchern, insbesondere aber in „Altneuland“ und in „Judenstaat“ nachlesen kann, gehören zu den weniger bekannten Aspekten seiner Gesellschaftsprogrammatik. Dabei sind gerade sie es, die noch am ehesten seiner Idee: „vom Traum zur Tat“ entsprechen. Während insbesondere „Altneuland“ wegen seines säkularen und auf westlich-zivilisatorischem Denken fußenden Grundtenors zum Teil starke Kritik innerhalb der zionistischen Bewegung hervorrief und der Roman in politischer und kultureller Hinsicht nur wenig Einfluss auf den Aufbau Erez Israels hatte, lassen sich in Hinblick auf die städtebauliche Entwicklung des Landes vielfältige Parallelen nachweisen. Wengleich Herzl auch die Gründung Tel Avivs nicht vorhersehen konnte, so lebt seine Vision in dieser Stadt vor allem namentlich weiter, denn „Tel Aviv“ heißt auch die von Nachum Sokolov übersetzte

hebräische Fassung von „Altneuland“. Aus Anlass des 60. Jahrestages der Gründung Israels wandert die Ausstellung „Herzls Utopie – Israels Gegenwart“, organisiert vom Moses Mendelssohn

Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam durch Israel und Deutschland (Start: 5. März 2008 in Beit Ariela in Tel Aviv).



Das Herzstück der „Weißen Stadt“: der Dizengoff-Platz mit seinen einheitlichen Bauten von Genia Averbouch (1935) © aus: Nitzza Metzger-Szmuk, Dwelling on the Dunes. Mit freundlicher Genehmigung AzW

1 Londres, Albert: Ahasver ist angekommen. Eine Reise zu den Juden im Jahre 1929, München 1998 [Orig. Le Juif errant est arrivé, Paris 1929], S. 163f.

2 Herzl, Theodor: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“. Altneuland/Judenstaat, Kronberg/Ts. 1978, S. 50.

3 Herbert, Gilbert/Sosnovsky, Silvina: Bauhaus on the Carmel and the Crossroads of Empire, Jerusalem 1993.

4 Zu Person und Wirken Marmoreks, vgl. Kristan, Markus: Oskar Marmorek. Architekt

und Zionist, 1863-1909, Wien [u.a.] 1996.

5 Herzl, Theodor: Zionistisches Tagebuch 1895-1899, Berlin [u.a.], 1983, S. 680f. Zeichensetzung wie im Original.

6 Ebenda.

7 Herzl: Altneuland [wie Anm. 2], S. 161.

8 Sonder, Ines: Gartenstädte für Erez Israel. Zionistische Stadtplanungs visionen von Theodor Herzl bis Richard Kauffmann, Hildesheim [u.a.] 2005.

9 Herzl, Theodor: Der Judenstaat, Jerusalem 1970, S. 26.

10 Ebenda, S. 16.

Im Juli 2003 wurde das Stadtzentrum von Tel Aviv zum UNESCO Weltkulturerbe erklärt. Tel Aviv weist mit über 4.000 Bauten weltweit die höchste Dichte an Werken internationaler moderner Architekten auf - in keiner anderen Stadt finden sich so viele herausragende Beispiele des Neuen Bauens. Eine ausgezeichnet kuratierte Ausstellung wird anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Staates Israel auch in Wien gezeigt: The White City of Tel Aviv. Tel Aviv's Modern Movement. Architekturzentrum Wien, im MuseumsQuartier, 21. 2. – 19. 5. 2008, täglich 10.00 bis 19.00 Uhr. [tw] ■



DIGITALSTORE
VIENNA

Erwin Nicolai Schneider
und das Team des
Digitalstore Vienna

wünschen allen Leserinnen und Lesern des „David“ ein schönes Pessachfest.

 Ines SONDER

Einer der bekanntesten europäischen Journalisten seiner Zeit, der Franzose Albert Londres (1884-1932), hatte, drei Jahre vor seinem Tod, in seinem Roman „Ahasver ist angekommen“ über Herzls Stadtvisionen notiert:

Herzl, der Prophet der Boulevards [...] hatte in einem seiner Träume die erste jüdische Stadt gesehen, wie sie sanft von den Ufern des Mittelmeeres aufsteigt und den Blick trifft wie ein Hügel im Frühling. Tel Aviv, der Frühlingshügel [...].¹

Ein eindrucksvolles Bild, dennoch entspricht es nicht ganz den Tatsachen. Denn nicht die erste jüdische Stadt Tel Aviv (hebr. Frühlingshügel) – sie feiert im nächsten Jahr ihren 100. Geburtstag und wird derzeit im Architekturzentrum Wien wegen ihres einzigartigen architektonischen Ensembles des Internationalen Stils in der Wanderausstellung „The White City of Tel Aviv“ (21.2.-19.5.2008) gewürdigt – hatte Theodor Herzl in seinen Träumen gesehen. Die Vorstellung, eine neue Stadt komplett auf Dünen sand zu bauen, war vermutlich auch für den Visionär des „Judenstaates“ eine nicht vorauszu denkende Utopie. Dennoch: Herzl hatte die Vision einer jüdischen Stadt, die „von den Ufern des Mittelmeeres aufsteigt“, die viel eher dem Bild entspricht, das Londres beschreibt – Haifa. In seiner 1902 erschienen Romanutopie „Altneu-land“, in der er das erblühte Palästina des Jahres 1923 mit seinen modernen jüdischen Städten und Landwirtschaftssiedlungen immigriert, heißt es über die moderne Hafen- und Gartenstadt:

Tausende weißer Villen tauchten auf, leuchteten aus dem Grün üppiger Gärten heraus. Von Akka bis an den Karmel schien da ein großer Garten angelegt zu sein, und der Berg selbst war auch gekrönt mit schimmernden Bauten. [...] Eine herrliche Stadt war an das tiefblaue Meer gelagert. Großartige Steindämme ruhten im Wasser und ließen den weiten Hafen [...] sogleich als das erscheinen, was er wirklich war: der bequemste und sicherste Hafen des mittelländischen Meeres.²

Herzl selbst besuchte Haifa während seines ersten und einzigen Aufenthaltes in Palästina im Herbst 1898 nicht. Das ehemals verschlafene Fischerdorf am Fuße des Karmelgebirges hatte mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt gerade erst begonnen, aus

dem Jahrhunderte langen Schatten des benachbarten Hafens von Akko zu treten. Modernisierungsimpulse gingen auch vom Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. aus, der sich gerade auf seiner Palästina-reise befand und dem Herzl gemeinsam mit einer Gruppe zionistischer Funktionäre auf eigene Faust nach Jerusalem hinterher reiste.

Haifas spätere Entwicklung, die Herzl wegen seines frühen Todes (er starb bereits 1904) nicht mehr erleben durfte, hätte jedoch seinen Vorstellungen entsprochen. Jüdische Häuserbaugesellschaften gründeten Gartenvororte an den Hängen des Karmel: zuerst Herzlija (1909) - benannt nach dem Zionistenführer, in den 20er Jahren Hadar Ha-Karmel mit dem berühmten Gebäude des jüdischen Technikums, das zwischen 1912 und 1914 nach Plänen des Berliner Architekten Alex Baerwald (1877-1930) errichtet wurde, bis hinauf auf die Karmelspitze (Central Carmel),

wo sich heute die Universität Haifa befindet. Zudem begann in diesen Jahren die britische Mandatsregierung mit dem Ausbau des Hafens von Haifa, der bis heute Israels größter und bedeutendster Hafen ist. Ähnlich wie die „White City of Tel Aviv“, die seit Sommer 2003 auf der Liste des UNESCO-Weltkulturerbes steht, war auch Haifa in den 30er Jahren ein Zentrum des Neuen Bauens und des Internationalen Stils (der in Israel häufig fälschlich als „Bauhaus-Stil“ bezeichnet wird). Zahlreiche Bauten legen bis heute Zeugnis davon ab, die jedoch weit- aus weniger Beachtung finden als jene in Tel Aviv.³ Auch Herzl hatte einst mit seiner Vision von Haifa, der „Stadt der Zukunft“, wie er sie nannte, eine modern gebaute Stadt vor Augen gehabt, wenngleich diese in architektonischer Hinsicht vielmehr dem zeitgenössischen Wiener Ringstraßen-Historismus



Tel Aviv: Lustig & Rosenthal Haus, 3 Ben Ami Street (1936) Architekt: Mordechai Rosengarten © aus: Nitza Metzger-Szmuk, *Dwelling on the Dunes*. Mit freundlicher Genehmigung AzW

Adler, Fische und Hasen. Diese drei repräsentieren die drei kabbalistischen Elemente der Welt: Erde, Wasser und Feuer/Himmel.“ Wichtig ist der jüdischen Kunsthistorikerin auch, dass „sie immer als Drei zusammen erscheinen“, die Zahl drei sei „im kabbalistischen Kontext sehr bedeutungsvoll“. Abgesehen von Uberman's Auslegung lässt sich eine Bedeutungsebene in allen Kulturen konstatieren: der Hase als Fruchtbarkeitssymbol. Und auch in der Chodorowsynagoge sieht man sie spiegelbildlich zu den drei Fischen im Kreis abgebildet, die ihrerseits als die fruchtbarsten Tiere des Wassers gelten, wohingegen die drei Hasen im Kreis als die fruchtbarsten Tiere des Landes gesehen werden.

In der Synagoge von Chodorow gibt es auch eine Darstellung, wie Hasen von einem Raubtier- hier einem greifähnlichen Wesen - gepackt und gefressen werden (siehe Abbildung). Diese Darstellung ist nach Rachel Schnold, Kuratorin am Diasporamuseum, „eine metaphorische Darstellung der Kosakenpogrome Anfang des 17. Jahrhunderts in Galizien“, eine visuelle Aufarbeitung der traumatischen historischen Ereignisse. Dieser Darstellung sind Malereien von Raubtieren, die Blumen halten gegenübergestellt. Solche vegetarischen Löwen, Einhörner und Bären symbolisieren die Hoffnung auf das messianische Zeitalter, in dem laut Bibel selbst „der Löwe Gras fressen wird“. Die Hoffnungen und Phantasien über die Ankunft des Messias erstarkten im 17. Jahrhundert und gipfelten in den Ereignissen um Schabtei Zwi, den „falschen Messias“.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Hasen - und der Dreihasenkreis insbesondere - in viele Kulturen migriert sind. Oft wurde dabei das alte Symbol mit einer neuen Bedeutungsebene aufgeladen. Dennoch scheint es von Kunsthistorikern etwas bemüht, den Hasen zuerst die Dreifaltigkeitstheorie und hernach die Kabbalah andichten zu wollen. Mit Sicherheit lässt sich nur sagen, dass Hasen mit ihrem graphischen Drei-Ohren-Rätsel Menschen aller Konfessionen und Jahrhunderte derart fasziniert haben, dass sie in den verschiedensten Kulturen und Konfessionen ihre Fahrten in der Kunst hinterlassen haben - auch wenn sie mit ihren Hakensprüngen den definitiven Interpretationen der Kunsthistoriker immer wieder auf's Neue entkommen. Ich hoffe, die intellektuell-spielerische Hasenforschung durch die Jahrtausende hat ihnen trotzdem Freude bereitet und wünsche Ihnen Pessach Kasher Ve Sameach, inklusive YaKNeHaZ.

Naomi Felice Wonenberg ist Kunsthistorikerin und Künstlerin und arbeitet seit 2004 in Bildungsabteilungen u.a. des Jüdischen Museum Berlin, von Yad Vashem, des Israel Museums Jerusalem und des Museums der Jüdischen Diaspora Tel Aviv. Sie schreibt regelmässig Kunstkritiken für die Jerusalem Post u.a. englisch- und deutschsprachige Zeitungen. Seit 2001 forscht sie über Darstellungen von Hasen und insbesondere von Rotating Rabbits. ■



Der Vorstand von Or Chadasch wünscht allen Mitgliedern, FreundInnen und Bekannten

Ein friedliches Pessach-Fest

Bewegung für Progressives Judentum
The Progressive Jewish Community of Vienna
1020 Wien, Robertgasse 2
Internet: www.orchadasch.at

**Das Sanatorium
Maimonides-Zentrum**



Elternheim, Pflegeheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Gemeindemitgliedern ein schönes Pessachfest und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken.

Für weitere Spenden zu Gunsten der Entwicklung des Maimonides-Zentrums danken wir im voraus.

Bankverbindung: BAWAG, BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807



**MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI
WERNER GRÖGOR
Ges.m.b.H.**



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@nusrf.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr

wünscht allen ein friedliches Pessach-Fest!

Warum schauen Sie sich nur 40 TV
Programme an, wenn Sie die
Möglichkeit haben 4000
Programme zu empfangen?

**Satellitenberatung,-aufstellung
und -verkauf**

W. Kandov
A-1060 Wien,
Otto-Bauer-Gasse 3
Tel.: 01/596 41 48
Mobil: 06991/20 910 96

Das Drei-Hasen-Symbol auf seinen Hakensprüngen durch die Kunstgeschichte



Naomi Felice WONNENBERG

Der Frühling kommt, Osterzeit, und in den Wäldern – wie auch in den Supermärkten - wimmelt es nur so von Hasen. In Schokolade gegossen oder „in Echt“ - die Langohren „vermehren sich“ derzeit sprichwörtlich „wie Karnickel“, und dank ihrer ausserordentlichen Fruchtbarkeit galten sie von alters her in den verschiedensten Kulturen als Fruchtbarkeitssymbol.

So wurde dieses heidnische Symbol in die christlichen Osterbräuche integriert, auch wenn der Hase mit seinem ausgeprägten Sexualtrieb der Kirche ansonsten „nicht so ganz kosher“ war. Man findet ihn gewöhnlich zu Füßen der Maria Magdalena.

Hier sieht man den Hasen, genau wie das sehr lange, offen getragene Haar Maria Magdalenas, als „Anspielung auf das unkeusche Leben der Heiligen vor ihrer Bekehrung“, erklärt der Kunsthistoriker Matthias Deml eine solche Hasendarstellung in den Fenstern des Kölner Domes.

Doch wie sieht es im jüdischen Kontext aus? Zunächst kann man ganz klar konstatieren, dass Meister Lampe bei Juden „nicht auf den Tisch“ kommt. Er wird in der Thora explizit als nicht-koscheres Tier angeführt. Was der Ehre des Langohres keinen Abbruch tut. Schließlich sind der so positiv konnotierte Löwe oder der Adler auch nicht kosher.

Manche Rabbiner, wie z. B. Yosef Hayim Yerushalmi sahen in Hasen auch ein Symbol für Juden in der Diaspora: immer gejagt, immer auf der Flucht. Der Begriff „Mühlviertler Hasenjagd“ wurde sogar während der NS-Zeit für die Jagd auf Leute verwendet, die aus einem KZ flüchteten und von den Nazis gejagt wurden.

In vielen Pessachgebetsbüchern, so auch in einer Prager Haggadah von 1526 finden wir darüber hinaus eine „YaK-Ne-HaZ“, die Darstellung einer Hasenjagd: „Jag' nen Has“, die als eine Mnemonik, eine

Eselsbrücke hilft, sich an die komplizierte Abfolge der Segenssprüche zu erinnern, die es einzuhalten gilt, wenn der Pessachabend, wie in diesem Jahr (2008) auf Motzei Shabbat, Schabbatausgang fällt. Y = Yain, Wein K = Kiddush, Segensspruch auf den Wein, u.s.w.

Drei anderen Langohren jedoch, die sich, wie es scheint, gegenseitig jagen, soll hier auf ihren geheimnisvollen Wegen quer durch die Jahrhunderte und Kulturen nachgespürt werden.

Im deutschen Sprachraum wird dieses graphische Symbol in einem Rätselwort beschrieben:

„Der Hasen und der Ohren drei / Und doch hat jeder seine zwei.“

Die frühesten Darstellungen solcher „Rotating Rabbits“ sind jedoch aus buddhistischen Höhlen in Touenhouang in China bekannt, sie werden auf das 6. und 7. Jahrhundert datiert, aus der Sui Dynastie.

Von da aus scheinen die Pelztierchen im 12. Jahrhundert

über die Seidenstraße in den nahen Osten, in des sagenhaften Saladins Ajubidenreich gehoppelt zu sein. In einer Ausstellung über dieses sagenhafte Reich im *Institut der arabischen Welt* in Paris sieht man die drei Hasen im Kreise auf einer Keramikscherbe abgebildet, was „eher ungewöhnlich ist, im moslemischen Kontext“ erklärt Eric Delpont, Verantwortlicher für die Sammlung und Ausstellungen des Pariser Museums. Als dieses Hasensymbol aus Asien in den islamischen Kulturraum kam, „fand man es zumeist auf Metallgegenständen eingraviert, wesentlich seltener auf Keramik“, so Delpont. Ob in Metall oder in Glasur, es sei „schwierig, dem Symbol eine präzise Deutung im muslimischen Kontext zuzuordnen, doch wird der Hase zuweilen mit dem Begriff der Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht“, schließt Delpont seine Erklärungen.

„Ex oriente Lepus“ - aus dem Orient kommend



Greif frißt Hasen, Metapher für die Kosakenpogrome im frühen 17. Jahrhundert. Aus der Synagoge in Chodorow. Replika, heute im Bet Hatefutzot - Museum der jüdischen Diaspora. Foto: Y. Brill

**Die ÖVP Alsergrund
und Landtagsabgeordneter
GR Dr. Wolfgang ULM**

**1090 Wien, Wasagasse 23/2,
Tel: 01/317 66 83**

oevp9@oevp-wien.at, www.alsgergrund.oevp.at

*wünschen allen Lesern des DAVID
ein friedliches Pessach-Fest!*

Dr. RAPHAEL GLASBERG

Internist

1100 Wien,

Davidgasse 76-80, Stiege 8

T.: 604 32 05

*wünscht allen Patienten, Freun-
den, Verwandten
und Bekannten
ein schönes Pessachfest!*

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS 

Schweizer Str. 5, 6845 Hohenems
www.jm-hohenems.at

Wir wünschen den Lesern des
DAVID und allen Freunden des
Jüdischen Museums Hohenems
ein schönes Pessach-Fest.

*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*

HERMINE MOSPOINTNER

*wünscht ein schönes
Pessachfest!*

**TIBOR KARTIK
und Familie**

*wünschen allen Verwandten
und Freunden ein schönes,
friedliches Pessachfest!*

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Pessach-Fest!

a.o. Univ.-Prof.

Dr. Paul HABER

**Facharzt für Innere Medizin
und Familie**

1170 Wien, Röttergasse 41.
T.: 485 81 64

wünschen allen Freunden
und Bekannten ein
schönes Pessachfest!

Michael und Dr. Elizabeth
**FRIEDMANN
und Familie**

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Pessachfest!

**Alexander, Lena, Dana u.
Benjamin Roth**

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Pessach-Fest!

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein schönes
Pessach-Fest!

**Familie
K. D. Brühl**

wünscht allen Kunden,
Freunden und
Bekanntem ein
schönes Pessach-Fest!

**Mag. Tina Walzer
und Familie**

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Pessachfest!*

Zum Pessachfest übermittle ich
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
Österreichs meine besten Grüße
aus der Traunseestadt
GMUNDEN

HEINZ KÖPPL

Bürgermeister der Stadt Gmunden

Connections 2008 - Ein Bericht über den internationalen Kongress der European Region der World Union for Progressive Judaism

 Evelyn ADUNKA

Wien, die Stadt internationaler Kongresse, war Mitte März 2008 Schauplatz einer Premiere. Zum ersten Mal trafen sich in Österreich 300 Delegierte liberaler jüdischer Gemeinden aus 15 europäischen Ländern. Sie wurden von Gemeinden delegiert, die dem europäischen Teil der World Union for Progressive Judaism (dem internationalen Dachverband der reformjüdischen Gemeinden) mit seinem Sitz in London angehören. Weltweit vertritt die World Union 1.7 Millionen Menschen und ist damit die zahlenmäßig stärkste jüdisch-religiöse Bewegung. Neben dem historischen Leo Baeck College in London gründete die liberale Weltbewegung vor über fünf Jahren für die wachsenden Bedürfnisse der zahlreichen liberalen Gemeinden in Deutschland - wo heute wieder 130 000 Juden leben - mit dem Abraham Geiger Kolleg ein zweites liberales Rabbinerseminar.

Der Kongress, der alle zwei Jahre zusammentritt, stand unter dem Motto: Progressive Judaism: The Positive Choice. Die Sitzungen, Workshops (leider mit viel zu wenig Diskussionszeit) und die beiden Gottesdienste am Freitag und am Samstag fanden im Hotel Imperial Riding School (vormals Penta Renaissance) im dritten Bezirk statt. Gastgeber in Wien war die liberale jüdische Gemeinde Or Chadasch, in deren zwar kleiner, aber



V. l. Uri Regev, Rabbiner und Exekutivdirektor der Weltunion des Progressiven Judentums, Leslie Bergman, Vizepräsident des Europäischen Vorstandes und Senior-Vizepräsident der Weltunion, Ruth Cohen, Präsidentin des Europäischen Vorstandes der Weltunion, Steve Bauman, Präsident der Weltunion, hinten: Dr. Theodor Much, Präsident der jüdisch-progressiven Gemeinde Or Chadasch in Wien. Foto: Adalbert Huber-Huber



Giuliana Schnitzler, Vizepräsidentin von Or Chadasch Rabbiner Walter Rotschild, Rabbiner der Gemeinde Or Chadasch. Foto: Adalbert Huber-Huber

sehr schönen Synagoge im zweiten Bezirk aus Platzgründen nur eine Rabbinerkonferenz von rund 30 Rabbinern und eine weitere Vorkonferenz stattfinden konnten. Das lokale Organisationskomitee von Or Chadasch unter der Leitung von Giuliana Schnitzler, John Clark und Ina Sint sorgte für eine fast reibungslose Organisation und für die Sicherheit des Kongresses.

Die Eröffnung im Wiener Rathaus fand in Anwesenheit von Vertretern der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der griechisch-orthodoxen Kirche und der Stadt Wien statt.

Leslie Bergman, Senior Vice-Chair der World Union und Rabbiner Andrew Goldstein, Chairman der European Region, verwiesen in ihrer Begrüßung bzw. in der Programmbroschüre auf die historische Koinzidenz, dass der Kongress kurz nach den Gedenkfeiern zum 70. Jahrestag des Anschlusses Österreichs an NS-Deutschland stattfand. Goldstein schrieb: „We meet in Vienna on

the 70th anniversary of the Anschluss, an event that marked the beginning of the end for pre-war Austrian and then European Jewry. Our conference is a celebration of our rebirth and our vitality.“ Leslie Bergman, heute London, der vormals in Wien lebte und als einer der Gründer von Or Chadasch bis heute ihr Ehrenpräsident ist, ist weiters Kurato-

ständnisse an die Palästinenser konfrontiert ist. Fast scheint es, als hätten Abbas und Olmert weniger Probleme, miteinander zu sprechen, als mit ihren jeweiligen politischen Gesinnungskollegen, auch wenn sich Abbas in der wohl prekärsten Situation der drei Hauptbeteiligten befand, da jegliches Ergebnis zu Widerständen in den eigenen Reihen führte. US-Präsident Bushs Beliebtheit im letzten Amtsjahr hält sich insbesondere aufgrund der Situation im Irak in den USA in Grenzen, weshalb ihm die Annapolis-Konferenz als Forum gelegen kam, außenpolitische Erfolge zu erzielen.

Zur Koalition der Geschwächten und Bedrängten gehören aber auch die in Annapolis anwesenden arabischen Staaten. Zusätzlich zur äußeren Bedrohung durch den Aufstieg der Schiiten sehen sich die säkularen sunnitischen Herrscher immer mehr mit islamistischen Herausforderungen im Inneren konfrontiert. Den Niedergang des arabischen Nationalismus führen sie nicht zuletzt auf den seit sechs Jahrzehnten ungelösten Nahostkonflikt zurück, weshalb sie in den letzten Jahren ihre Vermittlungsbemühungen intensivierten.⁴ Insbesondere Saudi Arabien hoffte daher durch eine Teilnahme an der Annapolis-Konferenz nicht nur die USA zu besänftigen, sondern auch die Probleme mit dem radikalen Islam und dem Iran in den Griff zu bekommen.

Neue Konsultationsmechanismen

Trotz aller Schwierigkeiten haben sich Olmert und Abbas unter der Schirmherrschaft von Bush und mit der Unterstützung der internationalen Gemeinschaft am 27. November 2007 auf eine gemeinsame Erklärung geeinigt. Oberstes Ziel ist demnach die Umsetzung der Zwei-Staaten-Lösung gemäß der „Road Map“. Den Weg dorthin soll ein Steering Committee bestehend aus den israelischen und den palästinensischen Verhandlungsführern ebnen, das am 12. Dezember 2007 zum ersten Mal zusammentrat. Dieser Prozess wird auf israelischer Seite von Außenministerin Tzipi Livni und auf palästinensischer Seite vom ehemaligen Ministerpräsidenten der palästinensischen Autonomiegebiete, Ahmed Qorei, angeführt. Zwischen Olmert und Abbas sind alle zwei Wochen Treffen geplant.

Zwei-Staaten-Lösung noch im Jahr 2008

„Zwei Staaten für zwei Völker“, so lautet die in Annapolis getroffene Formel. Bis Ende 2008, so das in Annapolis formulierte Ziel, soll zwischen Israel und Palästina ein gemeinsames Abkommen zur Zwei-Staaten-Regelung unterzeichnet sein. Die USA werden in Ausübung ihrer Schiedsrichterfunktion den Prozess während dieser Zeit überwachen. Russland unter Präsident Putin hat ebenfalls seine Ambitionen, zu einer Lösung beizutragen, unterstrichen und hat zu einer Nachfolgekonferenz 2008 in Moskau eingeladen. Die wohl wichtigste Neuerung von Annapolis liegt im verstärkten amerikanischen Engagement für einen politischen Neubeginn im Nahen Osten, nach mittlerweile siebenjähriger Abstinenz. Als Verlierer ist die EU zu nennen, deren Bedeutung als Akteur und

Mittler zur Lösung des Nahostkonflikts schwand. Die gemeinsame Annapolis-Erklärung hat jedoch auch einen Haken. Sie löst das angestrebte Friedensabkommen 2008 von seiner Implementierung, da die Umsetzung eines zukünftigen Friedensabkommens der Umsetzung der „Road Map“ unterworfen wird. Dies ist nach Ansicht der Kritiker jedoch nur die Interpretation der USA und erfolgt ohne jeden konkreten Zeitplan oder klare Kriterien. Ob die auf Papier festgehaltenen Ziele, wie der Stopp des Siedlungsbaus oder das Vorgehen gegen Terroristen wirklich eingehalten werden, hängt somit nicht nur vom guten Willen der beiden Konfliktparteien ab, sondern auch von der amerikanischen Interpretation der weit gefassten Ziele. Außerdem fehlt in der Schlusserklärung jegliche Referenz auf die einschlägigen UNO Resolutionen, die bisher als der völkerrechtliche Rahmen für eine Lösung des Konflikts galten.⁵

Schlussfolgerungen

Auch wenn die Rahmenbedingungen für die Annapolis-Konferenz alles andere als erfolgsversprechend waren, wurde mit Annapolis doch ein Schritt in die richtige Richtung gesetzt und eine neue Phase im israelisch-palästinensischen Friedensprozess eingeleitet. Zwischen beiden Parteien wurde vereinbart, sich gemeinsam für den Frieden einzusetzen. Doch ist zu bedenken, dass seit den Abkommen von Camp David im Jahr 1978 zahlreiche Friedensversuche unternommen wurden, deren Resultate jedoch mäßig sind. Die Annapolis-Konferenz reiht sich in den Rahmen der „Road Map“ ein, die, 2003 verabschiedet, die Schaffung eines palästinensischen Staates in einem Zeitraum von drei Jahren vorsieht. Der Status von Jerusalem, die Rückkehr der Flüchtlinge, Grenzstreitigkeiten, der Zugang zu Wasser und wirtschaftliche Zusammenarbeit sind jedoch noch immer entscheidende Fragen, deren Beantwortung für die Zukunft des Friedensprozesses von zentraler Bedeutung. Bei diesen Punkten wurde zwischen den Parteien keine Übereinkunft erzielt, womit die Möglichkeit, einen Kompromiss in diesen Bereichen zu finden, limitiert zu sein scheint. Es bleibt in Bezug auf die Zwei-Staaten-Lösung festzuhalten, dass mit der im Gazastreifen regierenden Hamas und der in Enklaven aufgeteilten Westbank die Chancen auf einen in friedlicher Koexistenz mit Israel unabhängigen Palästinenserstaat schwinden.

Betrachtet man die Zusammensetzung des Steering Committee für die Umsetzung, so sieht man, dass die USA wieder die dominierende Position im Friedensprozess eingenommen haben. Die EU, die in den letzten Jahren ihren Einfluss verstärken konnte, beschränkt sich hingegen wieder verstärkt auf wirtschaftliche und entwicklungspolitische Maßnahmen.

Annapolis war ein Startschuss, mehr nicht. Die Frage ist, in welche Richtung sich der Friedensprozess im Nahen Osten entwickeln wird. Davon hängt auch der Erfolg desselben ab.

der „Wiederentdeckung“ dieser beiden Kunsthistoriker, und es wurde bereits eine Gedenktafel am Wohnhaus Armbrustergasse 20 angebracht. Eine wesentliche Würdigung, erfuhr das Ehepaar Tietze zuletzt durch die Publikationen ihrer Aufsätze durch Almut Krapf-Weiler, Hans Aurenhammer u.a. in zwei Bänden unter dem Titel „Lebendige Kunstwissenschaft“ (2007) sowie „Die Frau in der Kunstwissenschaft“ (2008). Im November 2008 wird den Tietzes im Rahmen der Wiener Vorlesungen zum Gedenkjahr ein eigener Abend gewidmet sein.

Der Budapester **Frederick Antal (1887-1954)** war einer der ungarischen „Kunsthistoriker-Revolutionäre“ und als Marxist auch in England lange vom akademischen Betrieb ausgeschlossen. In seinen späteren Lebensjahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Malerei des 18. sowie des 19. Jahrhunderts und lehrte am Courtauld Institute, wo auch sein Nachlass verwaltet wird.

Der Wiener **Fritz Saxl (1890-1948)** promovierte 1912 an unserem Institut, wirkte aber schon ab 1913 in Hamburg als Bibliothekar von Aby Warburg. Als dessen Nachfolger gelang ihm 1933 auch die Übersiedlung der Bücherbestände nach London und 1944 deren Eingliederung in die Universität als eigenes Warburg Institute.

Ebenfalls zum Budapester „Sonntagskreis“ um den Philosophen Georg Lukács und den Kunsthistoriker Arnold Hauser gehörte **Johannes Wilde (1891-1970)** der 1923-38 am Kunsthistorischen Museum wirkte. Nach der Emigration bearbeitete er u.a. die italienischen Zeichnungen in Windsor Castle und unterrichtete am Courtauld Institute bzw. der Universität London. Am bekanntesten wurden seine Arbeiten über Michelangelo.

Der zuerst nach England und dann nach Nordamerika emigrierte **Ernst Kris (1900-1957)** war Kunsthistoriker und Psychoanalytiker im Umkreis Sigmund Freuds. Er publizierte 1929 als Kurator des Kunsthistorischen Museums den Katalog der Steinschneidekunst, wurde aber vor allem als Autor der „Legende vom Künstler“ (1933) berühmt.

Otto Pächt (1902-1988) war in den 20er und 30er Jahren gemeinsam mit Hans Sedlmayr Begründer der Neueren Wiener Schule der Kunstgeschichte. Als einer von wenigen international anerkannten Gelehrten kehrte er nach 25 Jahren in England nach Wien zurück und war von 1963 bis 1972 Ordinarius an unserem Institut. Otto Pächt war Spezialist für Buchmalerei und auch der geistige sowie materielle Gründer des „Pächt-Archives“. Nach der Herausgabe seiner Vorlesungen zur altniederländischen Kunst, zur venezianischen Malerei oder Rembrandt wurde dieser Kunsthistoriker zuletzt auch durch einen von Michael Pächt und Artur Rosenauer herausgegebenen Erinnerungsband gewürdigt.²

Zu den zumindest kurzzeitigen Heimkehrern gehörte auch die Spezialistin für christliche Kunst in Ägypten **Hilde Zaloscer (1903-1999)**. Sie musste aufgrund der politischen Verhältnisse mehrmals in ihrem Leben Land und Arbeitsplatz verlassen.

1975-78 unterrichtete sie an unserem Institut, 1988 veröffentlichte sie ihre Erinnerungen unter dem Titel „Eine Heimkehr gibt es nicht“. Der Nachlass von Hilde Zaloscer befindet sich im Wiener Literaturhaus.

Der schon als Student von seinen nationalsozialistischen Kollegen an der Wiener Universität verfolgte **Otto Kurz (1908-1975)** war 1933 Mitautor der Kris'schen Künstlerlegenden. Im selben Jahr konnte er als Mitarbeiter der Hamburger Warburg-Bibliothek nach London emigrieren, wo er schließlich ab 1949 dauerhaft als Bibliothekar arbeitete.

An der Londoner Warburg Bibliothek fand auch **Sir Ernst Gombrich (1909-2001)** eine Arbeitsmöglichkeit. Er hatte schon 1935 mit seiner „Kurzen Weltgeschichte für junge Leser“ einen Best- und Longseller geschrieben. In seinen Forschungen die Methoden der „Wiener Schule“, die Tradition Aby Warburgs und Erkenntnisse der Wahrnehmungspsychologie verbindend stand Sir Ernst Gombrich von 1959 bis 1976 an der Spitze des Warburg Institutes. In seinen letzten Lebensjahren hielt er mehrere Vorlesungen in Wien, darunter auch einige an unserem Institut. Der Erinnerung an die vertriebenen und ermordeten Wiener Kunsthistoriker soll nun ein im Hof 9 vor unserem Institut geplantes Denkmal dienen. Das Projekt geht auf eine Idee des lange in London als Kunsthändler tätigen und auch an unserem Institut mehrfach Übungen zum Kunsthandel abhaltenden früheren Präsidenten des Pen-Clubs Österreich, Wolfgang Georg Fischer zurück. Die künstlerische Planung liegt in den Händen von Hans Buchwald, Professor Emeritus für Architektur und Raumplanung an der Universität Stuttgart. Zur Begleitung dieses Projektes findet in diesem Semester auch eine von Institutsvorstand Univ.-Prof. Dr. Lioba, Univ.-Prof. Dr. Theis und ao. Univ.-Prof. Dr. Aurenhammer geleitete Übung statt.

¹ <http://www.idw-online.de/pages/de/news250200>

² Das Buch über Otto Pächt ist zum Preis von €10,50.- (zzgl. Porto) zu beziehen über Herrn Alexander Beck, Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, A-1090 Wien, Spitalgasse 2-4 (Eingang Garnisongasse 13) Tel. ++43-1-4277-41401, Fax. ++43-1-4277-9414; e-mail: alex.beck@univie.ac.at ■

Der burgenländische
SPÖ-Landtagsklub
wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein friedvolles
Pessach-Fest.

LAbg. Christian Illedits
SPÖ-Klubobmann



Gebäude. Dort liegen sie bis heute. Rund 250 weitere Steine aus der Seegasse waren entlang der Mauer zum evangelischen Teil des Zentralfriedhofes aufgestapelt, wie Sandwichs, immer vier übereinander. Die Stapel waren ganz überwuchert, ganz versteckt. Wir legten die Steine dann frei, der Amtsdirektor der IKG Wien, Herr Dr. Hodik, nummerierte sie, sie wurden von uns in die Seegasse zurück transportiert und dort nach dem Originalplan Bernhard Wachsteins wieder aufgestellt.

DAVID: Sie möchten auch an der Rettung des jüdischen Friedhofes Währing aktiv mitwirken und können anbieten, dort eine Grabstelle pro Jahr auf eigene Kosten wiederherzustellen.

Jiří Schreiber: Ja, das ist richtig. Sogar monatlich könnten wir einen Grabstein übernehmen, gratis. Tatsächlich müssen wir ja auch am 4. Tor, wenn wir einen Grabstein neu setzen, oft erst einmal die Nachbargrabstellen stabilisieren und wiederherstellen, und das bezahlt niemand – was wir dort können, können wir auch in Währing!

DAVID: Das ist ein sehr großzügiges Angebot. Der DAVID gratuliert herzlich zu Ihrem Firmenjubiläum und wünscht auch weiterhin viel Erfolg. Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Tina Walzer ■



Mag. Daniela Stepp
Bezirksvorsteherin-Stvr.
Wien-Innere Stadt

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und der jüdischen Gemeinde ein schönes und friedvolles Pessach-Fest!

AbgzNR Herbert Scheibner
Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde in
Österreich ein schönes
und friedvolles Pessach-Fest!

Günther BARNET, LAbg. a.D.
und Familie

wünschen allen Leserinnen und Lesern des DAVID und der jüdischen Gemeinde in Österreich ein friedliches Pessachfest!

Julianna
Roth

Türkenschanzstr. 19/5
1190 Wien
Tel 01/478 77 11

wünscht allen Freunden
und Bekannten ein
friedvolles Pessachfest!

40 Jahre Steinmetz-Betrieb Schreiber in Wien

Ein Gespräch mit Jiri Schreiber

DAVID: Herr Schreiber, Sie feiern dieses Jahr Ihr 40-jähriges Firmenjubiläum in Wien. Wie hat sich Ihre Firma entwickelt?

Jiří Schreiber: Wir sind ein Familienbetrieb mit langer Tradition: Schon mein Großvater führte einen Steinmetz-Betrieb in der Slowakei. Mein Vater ging noch vor dem Krieg nach Prag und lernte dort ebenfalls diesen Beruf. Nach dem Krieg kam er zurück in die Slowakei. Als im Zuge der Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei in Reichenberg (tschech.

Liberec) ein Steinmetz-Betrieb leer geworden war, kaufte ihn mein Vater von der tschechoslowakischen Regierung. Er musste dafür jahrelang zahlen. Trotzdem durfte er den Betrieb nicht lange führen, denn in den 1950er Jahren wurde verstaatlicht, und mein Vater in die städtische Steinschleiferei versetzt – als Strafe für seine Selbständigentätigkeit. 1968 flohen meine Eltern mit uns Kindern nach Wien. Sie nahmen sofort Kontakt mit der IKG Wien auf, denn die Familie brauchte dringend Hilfe. Die Kultusgemeinde half meinen Eltern, die ja praktisch nichts hatten, sehr. Bald wurde mein Vater von der IKG Wien gebeten, auf den jüdischen Friedhöfen zu arbeiten. So nahm er seine Tätigkeit als Steinmetzmeister wieder auf. Die Aufträge kamen damals nur von der IKG Wien.

DAVID: Sie waren von Anfang an in den väterlichen Betrieb eingebunden?

Jiří Schreiber: Ich selbst arbeitete zunächst als Automechaniker. Als mein Vater Unterstützung im Geschäft brauchte, übernahm meine Mutter die Buchhaltung des Steinmetz-Betriebes, ich selbst besuchte die Berufsschule und lernte nun ebenfalls das Steinmetz-Gewerbe. 1971 stieg ich in den väterlichen Betrieb ein.

DAVID: Womit begannen Sie?

Jiří Schreiber: Unsere ersten großen Arbeiten bestanden im Freilegen der Straßen beim 1. Tor:

auf diesen großen Verbindungswegen lagen viele Grabsteine herum. Innerhalb von 3 Monaten konnten wir sie wieder befahrbar machen; die Arbeiten führten wir gemeinsam mit Arbeitern des städtischen Steinmetz-Betriebes aus.

DAVID: Sie haben auch verschiedene Arbeiten auf dem jüdischen Friedhof Währing durchgeführt.

Jiří Schreiber: Ja, das war vor vielen Jahren. Damals lebte eine ganze Reihe Obdachloser in den Gruftanlagen unten.

Ich weiß gar nicht, wie das möglich war; In dem Gebäude wohnte schließlich ein Polizist mit seiner Familie und kümmerte sich um den Friedhof; er hatte auch einen Schäferhund, der auf dem Areal frei laufen durfte. Jedenfalls wurden die ersten der offenstehenden Gruftanlagen mit Erde zugeschüttet, andere Gräfte wurden mit Betonplatten zugedeckt. Auch die bis dahin praktisch unsichtbaren Wege wurden wieder



Jiri und Pavel Schreiber vor ihrem Büro am 4. Tor des Wiener Zentralfriedhofes. Foto: Jiri Schreiber.

freigelegt und begehbar gemacht. Das war sehr schwierig, es gab ja keinen Plan des Areals, woraus der Verlauf der Weganlagen ersichtlich gewesen wäre. Wir legten alle Steine, die über die Wege verstreut waren, zur Seite, damit man daran wieder vorbeigehen konnte.

DAVID: Das muss etwa in den 1980er Jahren gewesen sein. Gab es zu jener Zeit Bemühungen, die jüdischen Friedhöfe zu retten?

Jiří Schreiber: Auch andere Personen engagierten sich sehr. Der Leiter der technischen Abteilung der IKG Wien, Herr Ing. Blaha und Herr Leitner, nahm mich zwischen 1975 und 1980 auf alle jüdischen Friedhöfe mit, in Niederösterreich, im Burgenland, in Oberösterreich und natürlich in Wien. Wir besichtigten ihren Zustand, und einige Gräber renovierte ich damals - in Niederösterreich, im Burgenland, in Oberösterreich, aber zum Beispiel auch am jüdischen Teil des Döblinger Friedhofes.

DAVID: Der Döblinger Friedhof ist ja hinsichtlich der

Eine Fahne für Tibet Die Ereignisse des 10. März 1959

 Lobsang GYALPO

Im Jahre 1950 wurde der souveräne Staat Tibet von der Volksrepublik China gewaltsam besetzt und 1951 völkerrechtswidrig annektiert. Bis zu diesem Zeitpunkt war Tibet ein de-facto unabhängiges Land. Zwischen 1951 und 1959 gab es eine unbehagliche Koexistenz zwischen Tibetern und chinesischen Besatzern. Ähnlich wie beim Ungarn-Aufstand 1956 und dem Prager Frühling 1968 kulminierte der verzweifelte Widerstand des Tibetischen Volkes gegen die brutale Invasion und Besetzung ihres Landes durch China am 10. März 1959 in einem Aufstand in der Hauptstadt Lhasa.

Am 9. März 1959 um 8 Uhr morgens forderten 2 chinesische Offiziere den Kommandanten der Leibwache des Dalai Lama auf, zu Brigadier Fu im chinesischen Militärhauptquartier in Lhasa mitzukommen. Dort wurde er angewiesen, dass am nächsten Tag die bewaffnete Leibgarde den Dalai Lama nicht begleiten dürfe, wenn dieser der Einladung in das chinesische Armee-Hauptquartier Folge leiste. Die übliche Zeremonie werde nicht stattfinden und alles sei streng geheim. Die Einladung bewirkte, dass also am 10. März 300.000 Tibeter den Norbulingka-Sommerpalast umstellten und ein Menschenmeer zum Schutz des Dalai Lamas bildeten. Sie befürchteten, dass er nach Peking entführt werden sollte, um dort an der Chinesischen Nationalversammlung teilzunehmen. Diese Mobilisierung der Massen zwang den Dalai Lama, die Einladung des Armeeführers abzusagen. Statt dessen wurde er nun als Gefangener des Gewissens gehalten.

Am 12. März marschierten 5000 tibetische Frauen durch die Straßen von Lhasa. Sie trugen Spruchbänder, auf denen „Tibet den Tibetern“ gefordert wurde, und riefen: „Ab heute ist Tibet unabhängig!“ Sie richteten ein Hilfssuchen an das indische Generalkonsulat in Lhasa. Mitglieder und Anhänger der Volksversammlung hatten in den engen Straßen von

Lhasa Barrikaden errichtet, während die chinesische Miliz auf den flachen Dächern Maschinengewehre in Stellung gebracht hatten.

Am 15. März verließen 3000 der Leibwächter des Dalai Lama Lhasa und bezogen Stellung an einem vorbereiteten Fluchtweg, der zusätzlich durch Zivilisten getarnt wurde. Zu diesem Zeitpunkt waren die Tibeter den Chinesen zahlenmäßig im Verhältnis zwei zu 25 unterlegen. An die 50.000 chinesische Soldaten umstellten die Stadt mit 17 schweren Kanonen. Es gab Gerüchte, dass weitere Truppen aus China eingeflogen werden.

Am 17. März feuerten die Chinesen auf den Norbulingka. Nun hatten die chinesischen Granatwerfer das Warnzeichen des Todes gegeben. Jeder innerhalb des Palastes dachte jetzt nur daran wie das Leben des Dalai Lama geschützt werden konnte. „Und das hieß, dass ich den Palast und die Stadt

sofort verlassen musste“, erinnert sich Seine Heiligkeit der 14. Dalai Lama in seiner Autobiographie „Mein Leben und mein Volk“. „Wohin sollte ich gehen? Wie und wo konnte ich ein Asyl finden? Alles war ungewiss.“ Am Abend machte sich der Dalai Lama, gekleidet in eine Soldatenuniform und mit einem Gewehr über der Schulter, auf den gefährlichen Weg nach Indien in die Freiheit, wie seine Mutter und ältere Schwester schon vor ihm.

Am 19. März spät abends brachen in Lhasa Kämpfe aus. Zwei Tage lang kämpfte der hoffnungslos unterlegene tibetische Widerstand Mann gegen Mann. 800 Granaten wurden am 21. März auf den Norbulingka gefeuert. Tausende von Männern, Frauen und Kindern, die rund um die Palastmauer kampierten, wurden abgeschlachtet und die Wohnungen von 300 Beamten innerhalb der Palastmauern wurden zerstört. Anschließend wurden 200 Angehörige der Leibwache des Dalai Lama entwaffnet und öffentlich durch MG-Feuer erschossen. Die größeren Klöster in Lhasa - Ganden, Sera und Drepung - wurden beschossen, die letzteren beiden irreparabel, und die Klosterschätze und wertvolle Schriften wurden



Die von der Volksrepublik China verbotene tibetische Nationalflagge. Auch die Wiedergabe von Abbildungen des Dalai Lama ist verboten.

Schüler mit der regionalen Zeitgeschichte auseinander. Hier wurden die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Wiener Neustadt, die Zeit des Nationalsozialismus und damit der Zerstörung der jüdischen Gemeinde behandelt. In einzelnen Klassen war dies auch der Auftakt für eine intensivere Beschäftigung mit jüdischer Kulturgeschichte und Kultur im Religionsunterricht. Auf diese Art wurde der Weg auf den jüdischen Friedhof in Wiener Neustadt inhaltlich vorbereitet.

Die Schüler und Schülerinnen sollten geschichtliche und kulturgeschichtliche Hintergründe erfahren, Informationen über die jüdische Bevölkerung und diesen historischen Ort kennen sowie wissen, dass der jüdische Friedhof in der Wiener Straße 95 die letzte Stätte ist, die auf die Präsenz einer großen jüdischen Gemeinde in der Stadt hinweist. Über 700 jüdische Männer, Frauen und Kinder hatten einst bis 1938 in Wiener Neustadt gelebt.

Der sogenannte „Aktionstag“ am 16. April 2007, der Tag der Realisierung des Projekts, wurde bewusst zu einem Termin mit Symbolkraft angesetzt (Jom haShoah). Er stand unter besonderen Zielsetzungen: Er war „ein Tag des aktiven Engagements für ein Kulturdenkmal der Stadt“, „ein Tag des Sich-Erinnerns anlässlich des Shoa-Gedenktages“ und „ein Tag für Toleranz und ein friedliches Zusammenleben der Kulturen“.

Die Schüler und Schülerinnen hatten die erforderlichen Arbeitsgeräte von zuhause mitgenommen. Einzelne Schüler und Eltern übernahmen sogar Transporte. Firmen und Privatpersonen waren bereit gewesen, den „Aktionstag“ zu unterstützen: Getränke und Essen für alle Helfer wurde zur Verfügung gestellt (Firma Linauer, Fischapark/Interspar) und auf Basis von Geldspenden (Bank Austria Creditanstalt, Re/Max Exklusiv) konnte Notwendiges zugekauft werden. Zwei Männer der Freiwilligen Feuerwehr hatten wenige Tage zuvor auf dem Gelände einzelne größere Verwüchse herausgeschnitten und damit eine wichtige Vorarbeit für das Gelingen des „Aktionstags“ geleistet.

Das Engagement der Helfer war großartig, sicherlich überdurchschnittlich. Es gelang auf Grund des großen persönlichen Einsatzes der Schüler und Schülerinnen einen weit besseren Zustand des Friedhofs zu erreichen, als man es ursprünglich für möglich gehalten hatte. Der Freimachung und Grobreinigung folgte sogar noch eine Feinreinigung. Die Freiwilligen mussten viele Grabsteine erst einmal entdecken, sich also auf die Suche begeben und „Zeugen aus Stein“ sichtbar machen. Manches, was seit Langem verschollen gewesen war, konnte wieder ans Tageslicht gebracht werden. Mit intensiver Arbeit und großem Einsatz legten die Jugendlichen alte Grabstellen frei, schnitten massive Überwucherungen und Verwüchse zurück und richteten Grab um Grab wieder her.

Die Stadtgemeinde entsorgte an diesem Tag unter anderem vier volle LKW-Ladungen Astwerk, Schnitt und Laub. Sie richtete in Folge auch einige

Grabsteine auf, die in den vergangenen Jahren umgefallen waren. Ein Mitarbeiter der Stadtgartenverwaltung betreute und half bei schwierigeren Tätigkeiten.

Mehr als 130 Grabsteine wurden vollständig freigegeben und zirka 220 Grabstellen gereinigt. Das Ergebnis des „Aktionstags“ kann sich wirklich sehen lassen. Es ist großartig, was verändert werden kann, wenn sich so viele Jugendliche freiwillig engagieren und aktiv werden. Mit ihrem Einsatz und der primären Unterstützung von Magistrat, Feuerwehr und Lehrern konnte der jüdische Friedhof vorbildlich hergerichtet werden.

Der Ablauf und die Ergebnisse des „Aktionstags“ wurden dokumentiert und noch im Mai in Form einer Internet-Präsentation veröffentlicht. Anhand von ausführlichen Beschreibungen des gesamten Projektablaufs und zahlreicher Fotos kann sich jeder Interessent ein Bild von dieser Initiative machen (<http://www.brgg.at/index.php?id=514>).

Am 25. Oktober 2007 fand für die Teilnehmer am Projekt ein Workshop statt, der von Dr. Johannes Reiss, dem Direktor des Österreichischen Jüdischen Museums in Eisenstadt, durchgeführt und von Kulturkontakt Austria finanziell unterstützt wurde (<http://www.brgg.at/index.php?id=536>).

Ideen für die Zukunft des jüdischen Friedhofs von Wiener Neustadt

Dieses Projekt in Wiener Neustadt könnte der Auftakt zu einer Reihe von Aktivitäten dieser Art in Wiener Neustadt sein. Die „Aktion Kulturdenkmal Jüdischer Friedhof“ (AKJF Wiener Neustadt) könnte schulübergreifend erweitert werden. Ein neues Ziel ist es, in Zusammenarbeit mit anderen Schulen ein Netzwerk zu knüpfen, mit dessen Hilfe in regelmäßigen Abständen, mindestens einmal jährlich ein „Aktionstag“ durchgeführt wird, wie er erstmals im April 2007 verwirklicht wurde. Dies setzt aber voraus, dass solche Aktivitäten dauerhaft seitens der IKG Wien als Eigentümerin des jüdischen Friedhofs unterstützt werden und dass die Stadtgemeinde weiterhin ihre Mithilfe zusichert.

Der jüdische Friedhof ist als Kulturdenkmal auch ein Ort, der Zeitgeschichte erfahrbar macht und Erinnerung ermöglicht: Erinnerung an einen Teil der Stadtgeschichte, an die Geschichte der jüdischen Gemeinde, an Namen und persönliche Schicksale von Juden – an ihr Leben und ihren Tod. Der jüdische Friedhof kann ein Ort des Erinnerns werden, eine Gedenkstätte, die jungen Menschen ein Lernen vor Ort ermöglicht. Ist er doch der letzte sichtbare Rest einer einst blühenden und bedeutenden jüdischen Gemeinde in Wiener Neustadt.

Selbst wenn diese Idee aber Wirklichkeit wird, also wenn sich tatsächlich weitere Lehrer finden, die ihre Zeit investieren und die organisatorische Arbeit tun, und wenn sich Schüler finden, die den Sinn solcher Aktivitäten erkennen und sich persön-

Aktion Kulturdenkmal Jüdischer Friedhof Wiener Neustadt Zur Geschichte des jüdischen Friedhofs in Wiener Neustadt



Werner SULZGRUBER

Nach dem Wiedererstehen der jüdischen Gemeinde in Wiener Neustadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Mitglieder vor allem wegen der Zuwanderung aus Böhmen, Mähren und Ungarn kontinuierlich auf über 300 Personen an. Obgleich die 1871 konstituierte Kultusgemeinde bald zu einer der größten Niederösterreichs zählte, bestand bis in die späten 80er Jahre des 19. Jahrhunderts keine Möglichkeit, die Verstorbenen vor Ort zu bestatten. Die Toten wurden traditionell in die Gemeinden ihrer Vorfahren, zum Beispiel nach Mattersdorf, gebracht und dort bestattet oder innerhalb der österreichischen Reichshälfte, zum Beispiel in Baden, begraben.

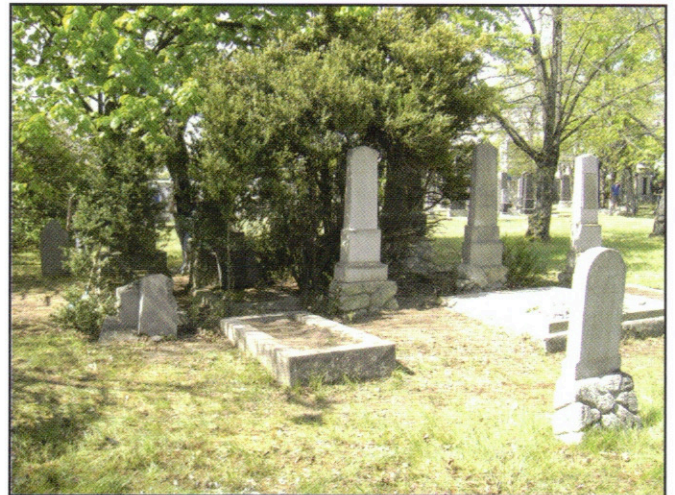
Da die Überführung der Verstorbenen in der wachsenden Gemeinde mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden war, fasste die IKG die „Errichtung eines eigenen Friedhofes für die Angehörigen“ mosaischer Konfession ins Auge. 1888 versuchten der damalige Kultusvorsteher Dr. Friedenthal und sein Stellvertreter Ignaz Schischa in einem Schreiben an den Stadtrat die Notwendigkeit ihres Anliegens darzustellen und ersuchten um die „entgeltliche Überlassung einer der Stadt gehörigen Parzelle in der Nähe des städtischen Friedhofes“.



Ein Team beim Beginn des Rückschnitts im Südosten des Friedhofes (alter Zustand). Foto: W. Sulzgruber

Nach einem ersten Antrag wurde vorerst auch ein zweites Ersuchen der IKG um die käufliche Überlassung einer Parzelle seitens des Stadtrats im Juni 1888 abgelehnt, und so beschloss die IKG, „von der Errichtung eines selbständigen Gottesackers bis auf Weiteres gänzlich abzulassen“. Bedingt durch den Umstand, dass der Bedarf an einem eigenen Fried-

hof dennoch sehr dringend war und weil aufgrund vermehrt notwendiger Überführungen die Kosten weiter anstiegen, konnte das Ankaufsprojekt allerdings nur kurzzeitig hintangestellt werden. Offensichtlich durch weitere Gespräche dazu veranlasst, entschied der Stadtrat nach wenigen Monaten, am 19. Oktober 1888, der IKG Wiener Neustadt zur Errichtung eines „israelitischen Friedhofes“ die Parzelle 2283 um den Betrag von 200 Gulden käuflich zu überlassen. Am 11. Dezember 1888 wurde der Kaufvertrag zwischen der Stadtgemeinde und der Kultusgemeinde abgeschlossen.



Die Leistung von zwei Schülergruppen im Südosten (fertig hergestellter Zustand). Foto: Werner Sulzgruber

Die Verantwortlichen der IKG Wiener Neustadt verloren nun keine Zeit, sodass 1889 nach der Vorlage des Bauplans rasch mit der Errichtung einzelner Gebäude begonnen wurde. Die Parzelle, die an der Reichsstraße lag, war Ende des 19. Jahrhunderts von Verkehrswegen eingeschlossen. Zuerst fasste man das Areal mit einer rund zwei Meter hohen Einfriedungsmauer ein, deren Verlauf an die vorhandenen Wege und Straßen angepasst wurde. Dann errichtete man im östlichen Zugangsbereich zwei Gebäude: ein „Gärtnerhaus“ und ein „Leichenhaus“. Das Konzept für eine prunkvolle „Zeremonienhalle“ wurde nicht realisiert, sei es aus zeitlichen oder finanziellen Gründen.

Noch vor der endgültigen Bewilligung des Begräbnisplans erfolgte das erste Begräbnis am „neuen“ jüdischen Friedhof am 20. November 1889. Es handelte sich um Regine Rosenberger, die Gattin des Uhrmachers Adolf Rosenberger.

man doch erwähnen, dass sein gesamtes Werk voll literarischer Fälschungen ist. Sein Prager Golem ist die deutsche Übersetzung der modernen Fälschung des Yehuda Rosenberg, „Niflaot Maharal“ von 1909, obwohl Bloch Rosenbergs Vorlage nicht erwähnt. Seine Sammlung über Elijahu von Chelm (16. Jahrhundert), „Israel, der Gotteskämpfer“, beruht auf Geschichten eines gewissen Schaje Tripolsky, wobei man eindeutig erkennen kann, dass diese Erzählungen modern sind und nicht aus der Renaissance stammen. Seine Sammlung der Originalbriefe des Mahahral von Prag und des Ba'al Schem Tov von 1924 sind schon damals als Fälschung entlarvt worden.¹¹ Allein vor diesem Hintergrund ist die Erinnerung, die der fast 80jährige Chajim Bloch erzählt hat, mit grosser Vorsicht zu betrachten. Er mag bei Freud um Unterstützung für sein Vital-Buch angefragt haben, aber der Rest scheint blühende Fantasie zu sein.

Die spannende Idee, inwieweit Freud tatsächlich von der Kabbala beeinflusst wurde, ist weder durch die Bloch-Anekdote noch durch Bakans Studie zu unterstützen. Sie müsste folglich durch wirklich seriöse Kabbala- und Freud-Forschung überprüft werden.

„Ich glaube in der Tat, dass ein großes Stück der mythologischen Weltauffassung, die weit bis in die modernen Religionen hinein reicht, nichts anderes ist als in die Außenwelt projizierte Psychologie. Die dunkle Erkenntnis (sozusagen endopsychische Wahrnehmung) psychischer Faktoren und Verhältnisse des Unbewussten spiegelt sich – es ist schwer, es anders zu sagen, die Analogie mit der Paranoia muss hier zu Hilfe genommen werden – in der Konstruktion einer übersinnlichen Realität, welche von der Wissenschaft in die Psychologie des Unbewussten zurückgewandelt werden soll. Man könnte sich getrauen, die Mythen vom Paradies und Sündenfall, von Gott, vom Guten und Bösen, von der Unsterblichkeit u.dgl. in solcher Weise aufzulösen, die Metaphysik in Metapsychologie umzusetzen“¹²

¹ New Haven 1991; dt: Freud's Moses. Endliches und unendliches Judentum, Frankfurt a. M. 1999

² siehe: Richard J. Bernstein, Freud and the Legacy of Moses, Cambridge 1998, dt.: Freud und das Vermächtnis des Moses, Berlin 2003

³ Moses, the Egyptian, Cambridge 1997; dt.: Moses, der Ägypter, München 1998; Die Mosaische Unterscheidung, München 2003.

⁴ siehe die Artikel von Rolf Rendtorff, Gerhard Kaiser u.a. im Anhang zur „Mosaischen Unterscheidung“, S. 193-286

⁵ zuletzt zum Freudjahr 2006 in Mineola, New York 2005, wieder aufgelegt

⁶ siehe: Symbols of the Kabbalah: Philosophical and Psychological Perspectives, Northvale, New York 2000, S.3

⁷ <http://www.newkabbalah.com/kabpsy.pdf>

⁸ Israel der Gotteskämpfer, der Baalschem von Chelm und sein Golem, Berlin 1920

⁹ Bakan, Freud, Seite XVII

¹⁰ Peter Gay, Sigmund Freud, Frankfurt a. M. 1990, S.680

¹¹ siehe Qiriat Sefer 1, 1924-25, S.105

¹² Sigmund Freud, Zur Psychopathologie des Alltagslebens, Gesammelte Werke, Band IV, Frankfurt a. M. 1955, S. 287-288 ■

Sie werden staunen, wie weit man mit einem Lächeln kommt.

Fliegen Sie zu über 130 Destinationen weltweit.

Austrian
We fly for your smile.

Buchung auf www.austrian.com, bei Buchungen über Call Center © 05 1766 1000 oder Reisebüro kann es zu unterschiedlichen Servicegebühren kommen. Sammeln Sie Meilen mit Miles&More.

A STAR ALLIANCE MEMBER 22+

www.austrian.com



Brühl & Söhne
EXKLUSIVE MODEHÄUSER
Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Brühl
EXKLUSIVE DAMEN- U. HERRENMODE
Wallnerstraße 3, 1010 Wien
Ecke Kohlmarkt

Trachten Schlögl
Hauptplatz 3, 8010 Graz

House of Gentlemen®
Kohlmarkt 11, 1010 Wien
Ecke Michaelerplatz

www.bruehl.at

Sigmund Freud und die Kabbala? Eine Spurensuche



Klaus DAVIDOWICZ

Sigmund Freud (1856-1939) ist eine der Ikonen des 20. Jahrhunderts. Seine Gestalt und sein vielschichtiges Werk haben immer wieder zu Diskussionen und Kontroversen geführt, wobei Freud mitunter auch mit viel ätzender Polemik überschüttet wurde. 1991 löste Yosef Yerushalmi mit seiner Studie „Freud's Moses“¹ einen längeren Diskurs über Sigmund Freud's „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ (1939) aus², zu der Jan Assmann mit seinen Arbeiten beitrug³. Ihnen folgte eine Debatte⁴, die noch immer anhält.

Die Beziehung Freuds zur Kabbala ist in der gesamten Freud-Erforschung ein wenig untergegangen – bis auf eine Studie von 1958, die David Bakan (1921-2004) unter dem Titel „Sigmund Freud and the Jewish Mystical Tradition“ veröffentlichte. Damals war die wissenschaftliche Kabbala-Erforschung erst rund 30 Jahre alt, wenn man ihren Beginn mit Gershom Scholems Dissertation zum Buch Bahir (1923) sowie mit seiner Berufung zum Dozenten für Jüdische Mystik an der Hebräischen Universität von Jerusalem im Jahr 1925 festsetzt. 1965 veröffentlichte Bakan eine überarbeitete Version seines Buches, die seitdem unverändert nachgedruckt wurde.⁵

Diese Vorarbeit von Bakan wurde im Grunde nie fortgesetzt. Selbst Sanford Drob beschäftigt sich vor allem mit der Beziehung zwischen Kabbala und Psychoanalyse⁶, und weniger mit der Thematik „Freud und die Kabbala“. In seinem Artikel „This is Gold“, Freud, Psychotherapy and the Lurianic Kabbalah⁷ führt er aus:

„Ich bin, anders als Bakan, nicht der festen Meinung, dass Freud – bewusst oder unbewusst – kabbalistische oder jüdische Themen entlehnt hat, als er die Psychoanalyse entwickelte, das kann der Fall sein oder auch nicht sein.“

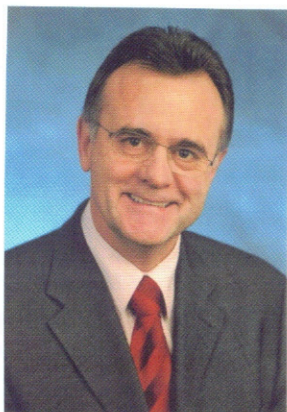
Grundsätzlich ist zu sagen, dass die Quellenlage bei Bakan, der diesem Thema bislang als Einziger ein ganzes Buch gewidmet hat, mehr als unzureichend ist. Er benutzte allein englische Übersetzungen kabbalistischer Quellentexte (wie die eher mittelmäßige Teil-Übersetzung des Zohars von 1931-1934), von denen es 1965 eben noch nicht allzu viele gab, und Scholems Studien, die ins Englische übersetzt worden waren. So kommen bei Bakan die für den Vergleich sicher wichtige lurianische Kabbala sowie der Frankismus viel zu kurz, da dazu damals auf Englisch keine Quel-

lentexte vorhanden waren. Dass durch eine so schmale Kenntnis der Kabbala eine ganze Reihe von Fehlern und Missverständnissen entstehen konnte, ist nicht verwunderlich. So macht Bakan aus der antiken Schrift „Sefer Jetsira“ ein Werk der mittelalterlichen Kabbala (Seite 69), da er hier dem modernen Okkultisten und Anhänger der Orden der „Golden Dawn“ und der Rosenkreuzer, Arthur Edward Waite (1857-1942), folgt. Dass er dann Martin Buber als „one of the outstanding modern representatives of Jewish mysticism“ (Seite 116) bezeichnet, ist nicht mehr verwunderlich. Hier ist hervorzuheben, dass sowohl David Bakan als auch Sanford Drob keine Erforscher des Judentums, sondern Psychologen sind. So macht Drob in seinem oben erwähnten Artikel aus Chajim Bloch (1881-1973) einen „litauischen Rabbiner“, obwohl dieser in der zum Zeitpunkt seiner Geburt ungarischen Stadt Nagy Bocskó [heute Veliki Byčkov /Ukraine; Anm. d. Red.] geboren ist und in Galizien und Wien gelebt hat, bevor er in die USA emigriert ist.

Drob zitiert eine interessante Geschichte, die Bakan 1965 in seine Neuauflage aufgenommen hat. Bakan hatte nach der ersten Veröffentlichung seiner Studie einen Brief von Chajim Bloch erhalten und diesen auch kurz danach besucht und folgendes erzählt bekommen: Chajim Bloch, ein Rabbiner und Übersetzer kabbalistischer und chassidischer Legenden, lebte nach dem 1. Weltkrieg in Wien. Der Floridsdorfer Rabbiner und prominente Kämpfer gegen den modernen Antisemitismus, Joseph Samuel Bloch (1850-1923), hatte als Plattform für seinen politischen Kampf gegen Judenhasser wie August Rohling 1884 die „Österreichische Wochenschrift“ gegründet. Dort hatte nicht nur Theodor Herzl bereits 1896 erste Artikel veröffentlicht, sondern auch Chajim Bloch seine später in Buchform erschiene Sammlung „Der Prager Golem“ (Wien 1919) publiziert. Chajim Bloch war übrigens mit Joseph Bloch nicht verwandt.

Chajim Bloch behauptete nun, dass ihn Joseph Bloch, der ihn in seinen Wiener Jahren unterstützt hatte, dazu gedrängt hätte, sich dem Kabbalisten Chajim Vital zu widmen. Der Vorschlag passte sehr gut zu den bisherigen Übersetzungen, die Chajim Bloch herausgegeben hatte. Nach den Prager und Chelmer's Golem-Geschichten hatte er mit der „Gemeinde der Chassidim“ (Berlin 1920) auch chassidische Geschichten veröffentlicht. Chajim

Den jüdischen Bürgern
in unserem Lande
wünscht
zum Pessachfest
alles Gute!



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



Der Lesergemeinschaft und
allen Mitarbeitern der Zeitschrift „DAVID“
wünsche ich herzlich
ein friedliches „PESSACHFEST!“

Unser besonderer Gruß gilt unserer
Partnerstadt Nazareth/Ilith
und allen Lesern dieser Zeitung
die mit Klagenfurt verbunden sind.

Dkfm. Harald Scheucher
Bürgermeister von Klagenfurt am Wörthersee



Allen Leserinnen und Lesern des
DAVID ein friedliches
Pessachfest wünscht
Bürgermeister
Dr. Peter Koits
im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels



Dr. Matthias Tschirf
Klubobmann der Wiener ÖVP

Der Landtagsklub
der Wiener ÖVP
wünscht allen
jüdischen Bürgern
ein schönes Pessachfest.



ÖVP Klub der Bundeshauptstadt Wien,
Rathaus, 1082 Wien, Tel. 4000 - 81955



Namens der Tiroler Landesregierung wünsche ich allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der jüdischen Gemeinde in Tirol und in ganz Österreich ein friedliches Pessach-Fest!

Dr. Herwig van Staa
Landeshauptmann von Tirol



Günther Platter
Bundesminister für Inneres

Anlässlich des bevorstehenden Pessach-Festes wünsche ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift „DAVID“ und allen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern Österreichs alles Gute und persönliches Wohlergehen.



(© BMGF/Jungwirth)



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes und friedliches Pessach-Fest.

Ihre

Dr. Andrea Kdolsky
Bundesministerin für Gesundheit,
Familie und Jugend



bm:uk

*Ich möchte allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift **David** sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs zum Pessach-Fest meine besten Grüße übermitteln.*

Dr. Claudia Schmied
Bundesministerin für
Unterricht, Kunst und Kultur

Verehrte, liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID,



es ist mir eine große Freude, dass ich Ihnen als Beauftragte der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag für Kirchen und Religionsgemeinschaften zum diesjährigen Pessachfest meine Grüße übermitteln darf.

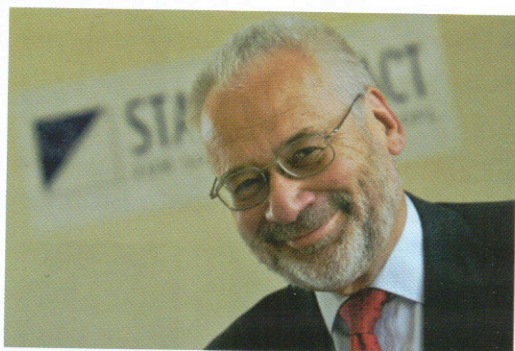
Sie, verehrte Leserinnen und Leser gedenken in diesen Tagen der Befreiung Israels aus dem Joch der ägyptischen Unterdrückung, sie feiern den Exodus aus Ägypten in die Freiheit des gelobten Landes. So werden auch wir mit dem Pessachfest daran erinnert, wie hoch das Gut der Freiheit ist. Die nachwachsenden Generationen in Westeuropa sind sich oft nicht mehr bewusst, wie viel es bedeutet, in einer Gesellschaft und Kultur aufzuwachsen, in der man sich frei bewegen und sich frei äußern kann.

Ich wünsche Ihnen ein freies, friedvolles und gesegnetes Pessach.

Ihre

Ingrid Fischbach, MdB

*Beauftragte für Kirchen und Religionsgemeinschaften
der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag*



© Manca Juvan/Stability Pact

Ich möchte allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs zum bevorstehenden Pessach-Fest herzliche Grüße übermitteln!

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID leistet für den christlich-jüdischen Dialog einen enorm wertvollen Beitrag. Ist doch jedes Bemühen um das „Begreifen des Andersseins“ von unermesslich großem Wert für ein friedliches Zusammenleben von uns

allen. Nur durch gelebten Dialog kann dieser wichtige Schritt auf dem Weg in Richtung Toleranz, Verständnis und Akzeptanz gesetzt werden.

Ganz in diesem Sinne möchte ich meiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft Ausdruck verleihen und wünsche all meinen jüdischen Landsleuten ein friedvolles und gesegnetes Pessachfest!

Dr. Erhard Busek

*Sonderkoordinator des Stabilitätspakts für Südosteuropa
Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa*

Zum diesjährigen Pessach-Fest wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie allen Leserinnen und Lesern des David alles Gute!



Unabdingbare geistige Werte wie Toleranz, Vielfaltigkeit und gelebte Offenheit müssen in unserer Gesellschaft einen festen Platz haben, denn nur eine tolerante Welt ist auch eine friedliche und menschenwürdige. In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde in ganz Österreich, insbesondere unseren jüdischen Freundinnen und Freunden in der Steiermark, ein friedvolles Pessach-Fest.

Mag. Franz Voves
Landeshauptmann der Steiermark



Ich möchte allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern sowie im Besonderen den Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes und friedvolles Fest zu Pessach übermitteln.

Dass dieses Fest auch in Österreich begangen wird, ist ein starkes Zeichen für eine lebhafte und tatkräftige jüdische Gemeinde in diesem Land. Gerade der DAVID trägt durch seine Publikation dazu bei, das Untereinander in der jüdischen Gemeinde und das Miteinander der Religionen zu fördern. Damit wird ein wichtiger Beitrag zu einer offenen und facettenreichen Gesellschaft geleistet.

Mag. Norbert Darabos
Bundesminister für Landesverteidigung





***Dr. Josef Cap und die
Sozialdemokratische
Parlamentsfraktion
wünschen der jüdischen
Gemeinde ein friedliches
Pessach-Fest.***

Dr. Josef Cap
Klubobmann der SPÖ-Parlamentsfraktion



***Ich wünsche den
Leserinnen und Lesern
des DAVID sowie der
gesamten jüdischen
Gemeinde Österreichs
ein friedvolles
und frohes
Pessachfest.***

Dr. Maria Berger
Bundesministerin für Justiz

<http://www.justiz.gv.at>



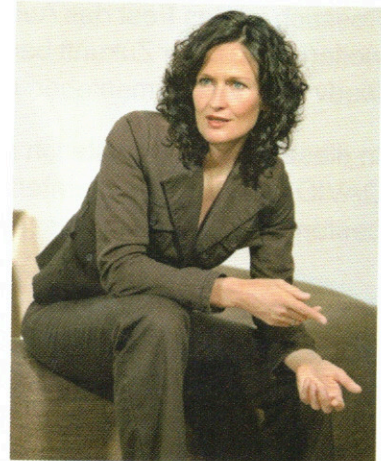
REPUBLIK ÖSTERREICH
Nationalrat
Die Dritte Präsidentin

Liebe jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger,

**Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen
Chag Sameach,
Pessach kasher ve kol tuv,
ein frohes und koscheres
Pessachfest und Alles Gute.**

**Dr.in Eva Glawischnig
3. Nationalratspräsidentin**

**Dr.ⁱⁿ Eva GLAWISCHNIG-PIESCZEK
3. Nationalratspräsidentin**



**Ich möchte allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern die
herzlichsten Grüße und die besten Wünsche für ein friedvolles
Pessachfest übermitteln.**

Bundeskanzler Dr. Alfred Gusenbauer

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

In dieser Zeit pendelte Korngold zwischen den USA und Wien – er wollte die Brücken zur Alten Welt nicht abbrechen, die er als sein eigentliches künstlerisches Standbein empfand. Für die Arbeit an der Filmmusik für „Robin Hood“ fuhr Korngold wieder nach Hollywood – ein Großteil der Korngold-Familie saß kurz danach bereits in der Falle in Hitler-Deutschland. Aber nur wenige Stunden nach Hitlers Ankunft schaffte es die Familie, Österreich zu verlassen. Vater und Sohn waren in den USA wieder vereint: Julius verlangte nach der Kontrolle von Erichs Finanzen und benahm sich ganz im Sinne eines Patriarchen. Er starb am 25. September 1945 in Hollywood – für Erich Wolfgang Korngold begann nun auch eine neue Schaffensphase. „Mit 50 ist man kein Wunderkind mehr“, äußerte Korngold in Interviews und zeigte sich bereit, Hollywood und die Filmmusik zu verlassen.

Erich Wolfgang Korngold erlitt im Alter von 50 Jahren einen Herzinfarkt und war künstlerisch – ohne seinen Vater und ohne Max Reinhardt – auf sich allein gestellt. Er begann mit der Arbeit an der „Sinfonischen Serenade“, die er als eine seiner besten Arbeiten ansah. Er war hoch erfreut, als Furtwängler zusagte, das Werk mit den Wiener Philharmonikern aufzuführen.

1949 kehrten die Korngolds nach Wien zurück – die meisten Freunde und Verwandten waren allerdings entweder tot oder verschollen. Auch künstlerisch war die Rückkehr ernüchternd. Die Zeiger der zeitgenössischen Musik standen auf Avantgarde, Schönberg und die Nachfolger dominierten die Neue Musik, für Korngolds luxuriöse, aber auch wieder nicht konservative Spätromantik hatte niemand mehr ein Ohr.

1954 reiste Korngold nach Deutschland, um noch einmal einen Filmsoundtrack zu schreiben: für „Die Frauen um Richard Wagner“, der zu einem Flop und einem bitteren Erlebnis für Korngold wurde. Die Versuche der Korngolds, ihr Schloss Höselsberg, das im Krieg „arisiert“ worden war, zurückzuerlangen, gestalteten sich schwierig. Das Eigentumsrecht an der Villa in der Sternwartestraße konnten sich die Korngolds sichern und wohnten sogar ein Jahr lang dort, ehe sie sich zum Verkauf und zur Rückkehr nach Amerika entschieden. Bis heute fehlt ein Großteil des Inventars aus Schloss Höselsberg und der Villa in Wien. 1955 kehrten die Korngolds endgültig nach Amerika zurück, 1956 erlitt Erich zwei starke Schlaganfälle. An seinem 60. Geburtstag im Mai 1957 erhielt er zahllos Glückwunschbriefe aus aller Welt – im November desselben Jahres starb Erich Wolfgang Korngold. Die Ausstellung beschließt mit einem wunderbaren Epilog über Korngolds Familie und Nachkommen.

Die reich gestaltete Schau bietet auch für Kenner der Materie noch Entdeckungen – und rückt eine fast vergessene große Musikerpersönlichkeit wieder ins Gedächtnis.

Julia Urbanek ist Redakteurin der „Wiener Zeitung“

„Die Korngolds – Klischee, Kritik und Komposition“. Jüdisches Museum Wien bis 18. 5. ■

Ein friedliches Pessach-Fest wünscht



הסוכנות היהודית לארץ ישראל
Jewish Agency for Israel

Desider Friedmannplatz 1/21a, 1010 Wien

jafi.austria@inode.at

Telefon 01 / 533 9116, Fax 01 / 533 9117

DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift

Bei Interesse an unseren
Insertionsangeboten oder
Großbotschaften, wenden Sie sich
bitte an unseren Werbemanager
Herrn Markus Seyser
Tel.: +43/681/106 25 191 od.
markus@davidkultur.at



**Keren Hajessod
Österreich**

MIT ISRAEL JETZT

Wir wünschen unseren Freunden und Spendern
ein schönes und koscheres Pessachfest!

1010 Wien, Desider Friedmann Platz 1/25,

Tel.: 533 19 55, Fax: 533 19 55 30,

E-Mail: kh-wien@inode.at



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen ein schönes
Pessachfest!



Julia URBANEK

Das Jüdische Museum Wien zeigt noch bis 18. Mai „Die Korngolds – Klischee, Kritik und Komposition“.

„So Gott und Papa will“: Dieses Zitat von Erich Wolfgang Korngold sagt viel – und hängt vermutlich auch deshalb an prominenter Stelle im Ausstellungsraum des Jüdischen Museums Wien. Die Schau „Die Korngolds – Klischee, Kritik und Komposition“, die hier noch bis 18. Mai zu sehen ist, beschäftigt sich mit einer prominenten und doch ein wenig in Vergessenheit geratenen Vater-Sohn-Beziehung.

Auf der einen Seite Julius Korngold, bissiger Musikkritiker und ehrgeiziger Vater. Auf der anderen Seite der Sohn: Erich Wolfgang Korngold – Wunderkind, Komponist und späterer Oscar-Gewinner. Kritiker und Komponist in der gleichen Familie – eine Laune des Schicksals, die auch für Schwierigkeiten sorgte.

Julius Korngold scheint das Talent seines Sohnes geahnt zu haben: Den am 29. Mai 1897 in Brünn Geborenen taufte er mit zweiten Namen auf Wolfgang. Eine gezielte Anspielung auf das berühmteste Wunderkind der Musikgeschichte, Wolfgang Amadeus Mozart. Und das zweite Wunder nahm seinen Lauf.

Julius Korngold war der von Theodor Herzl bestellte Nachfolger des gefürchteten Musikkritikers Eduard Hanslick bei der „Neuen Freien Presse“ und strenger Richter über richtige und falsche Töne: ein Kritikerpapst, würde man heute sagen. Julius Korngold führte einen regelrechten Feld-



Erich Wolfgang Korngold im Alter von 12 Jahren © Korngold Family Estate

überzeugt von Korngolds Fähigkeiten: „Ein Genie! Ein Genie! Geben Sie den Buben zu Zemlinsky in die Lehre. Nur ja kein Konservatorium, kein Drill“. Tatsächlich wurde der junge Korngold Schüler Alexander von Zemlinskys – womit Julius Korngold an-



Korngold am Klavier, ca. 1940 © Korngold Family Estate

zug gegen die Atonalität, die zu jener Zeit im Aufschwung war. Arnold Schönberg und seine Weggefährten hatten unter dem Regiment von Korngolds spitzer Feder wenig zu lachen.

Korngold seinerseits war ein Verehrer und publizistischer Förderer Gustav Mahlers. Bald wurde bekannt, dass unter Julius Korngolds Dach ein Wunderkind heranwuchs. Das war dem Vater durchaus bewusst: Dennoch ließ er das Talent seines Sohnes von Experten prüfen, schon 1909 konnte er ganze 40 Kopien von Werken an Musiker und Kollegen schicken, die die Arbeit begutachten sollten: Engelbert Humperdinck ortete „die außerordentliche Erfindungsgabe des märchenhaften Wunderkindes“, Gustav Mahler war mehr als

ansatzweise über seinen Schatten sprang, denn Zemlinsky stand dem verhassten Schönberg-Kreis nahe.

Bald wurde ganz Wien auf den Wunderknaben aufmerksam: Mit elf Jahren erregte er mit seiner Komposition des pantomimischen Balletts „Der Schneemann“ Aufsehen – 1910 wurde das Werk in der Wiener Hofoper in der Instrumentierung Zemlinskys uraufgeführt. Auch die Kontakte des Vaters machten sich bezahlt, so wurden viele der Werke des jungen

Das Jüdische Museum in Prag

 Naomi HOLEKOVÁ

Das **Jüdische Museum in Prag** ist mit seinen jährlich 500 – 600.000 Besuchern das gleichbleibend meistbesuchte Museum der gesamten Tschechischen Republik. Die Besichtigung seiner Synagogen aus verschiedenen historischen Epochen und der Ausstellungen mit ihrem außerordentlichen Reichtum an rituellen Gegenständen bietet ein ganz besonderes kulturelles Erlebnis, eines der eindrucksvollsten, das die tschechische Hauptstadt bereithält.

Es ist nicht nur die einzigartige Verknüpfung der Architektur mit der Handwerkskunst der Schöpfer der einzelnen Artefakte, die das **Jüdische Museum in Prag** zu einem unvergesslichen Ort machen. Seinen Reichtum verdankt das Museum nämlich nicht den Mäzenen, Sammlern, Stiftungen oder der Unterstützung durch die Stadt oder den Staat, wie es sonst in der Welt üblich ist. Das **Jüdische Museum in Prag** erlangte seine Berühmtheit vor allem durch die Fügung eines grausamen Schicksals, denn es ging in seiner spezifisch festgelegten Form aus der Tragödie des jüdischen Volkes während des 2. Weltkrieges hervor. Die von den Nazis kontrollierte Bergung der Gegenstände aus den liquidierten tschechischen und mährischen jüdischen Gemeinden in das Jüdische Museum wurde damals zur Vorstufe des Zusammentreibens von Menschen. Zuerst bekamen die Dinge Nummern und dann jene, die sie benutzt hatten. Die Dinge jedoch – im Unterschied zu den Menschen – überstanden das Wüten des Krieges.



Thorazeiger: Copyright Jüdisches Museum in Prag

Die Gegenstände, die man im Jüdischen Museum Prag zusammengetragen hatte, wurden lange totgeschwiegen. Das erste Mal, als sie die Nazis jenen entrissen, denen sie jahrhundertlang gehört hatten, zum zweiten Mal durch die Willkür der kommunistischen Machthaber, die während ihrer über vierzig Jahre dauernden Herrschaft nicht erlaubten, sie im jüdischen geistigen und historischen Kontext auszustellen.

Das **Jüdische Museum in Prag**, das seit Oktober 1994 als nichtstaatliche, von der **Föderation Tschechischer Jüdischer Gemeinden** verwaltete selbständige Institution tätig ist, hat diese Schuld getilgt und wurde sowohl zu einer würdigen Gedenkstätte für die Opfer der Shoah als auch ein Ort der dauerhaften Wahrung und Vergegenwärtigung der Schönheit und Größe jüdischer Kultur.



Der alte jüdische Friedhof in Prag. Copyright: Jüdisches Museum in Prag

Die Sammlungen des Jüdischen Museums in Prag sind mit ihren fast 40.000 Gegenständen und 100.000 Büchern die umfangreichste Sammlung jüdischer Kunst auf der Welt. Das Museum befasst sich vor allem mit der fachkundigen Verwaltung, dem Zusammentragen und der Präsentation seiner Sammlungen, der Verwaltung des Archiv- und Bibliotheksfonds, mit wissenschaftlicher, Forschungs-, Bildungs- und Publikationstätigkeit und pflegt jene historischen Objekte, die seiner Verwaltung unterstehen. Die fachkundige Tätigkeit des Museums wird sichergestellt von: der Sammlungsabteilung, der Abteilung für Judaistik und Geschichte der Juden, der Bibliothek, dem Referenzzentrum des Museums und dem Bildungs- und Kulturzentrum. ■

Kontakte:

DAS JÜDISCHE MUSEUM IN PRAG

U Staré školy 1 und 3, 110 00 Prag 1
Tel.: +420 221 711 511, Fax: +420 221 711 584
E-Mail: office@jewishmuseum.cz

Reservierungszentrum

U Starého hřbitova 3a, 110 00 Prag 1
Tel.: +420 222 317 191, Fax: +420 222 317 181
E-Mail: rezervacni.centrum@jewishmuseum.cz

Bildungs- und Kulturzentrum

Maiselova 15, 110 00 Prag 1
Tel.: +420 222 325 172, Fax: +420 222 318 856
education@jewishmuseum.cz

www.jewishmuseum.cz



Jakob Frank (1726-1791), der berühmt-berüchtigte Anführer der häretischen messianischen Bewegung der Frankisten im 18. Jahrhundert, erzählt folgende Pessach-Anekdote:

„Als ich klein war, fragte ich Rabbi Leib über Pessach: 'Du sagst, das ist eine beschützte Nacht. Aber wieviel Juden werden in dieser Nacht ermordet und wieviel Diebstähle werden begangen? Warum nennst du sie dann beschützt? ... Du bist gewöhnt, ein volles Glas mit Wein für Elijah einzuschenken. Aber wie ist es ihm möglich, all die Gläser aller Juden in einer Stunde aus zu trinken? ... Bei diesem Tisch und bei diesen Lobpreisungen ist es üblich, solche Greuel wie Läuse, Frösche etc. mit den Plagen zu erwähnen.... Du nimmst die Mazzot zusammen mit Meerrettich, um es zu essen. Nur weil jener Alte so dumm war und dies tat, muss ich es auch tun? All das ist falsch und verlogen. Alle, die am Tisch saßen weinten und begriffen, dass diese Fragen gerecht gewesen sind.“
(Worte des Herrn § 292)

Auch wenn Frank die jüdische Tradition völlig abgelehnt hat, müssen wir doch eingestehen, dass wir die eine oder andere dieser Fragen vielleicht schon einmal an einem Seder-Tisch gehört haben. Diese Auseinandersetzungen zeigen nur, dass es eigentlich nicht sehr sinnvoll ist, auf rationale Weise Gebote und Verbote des Judentums zu untersuchen, bzw. sich auf die Suche nach der historischen Wahrheit für die biblischen Ereignisse zu machen. Auf diese Weise kommen skurrile Dinge heraus, wie die Berechnung, dass Moses in der Wüste täglich 1.500 Tonnen Nahrung besorgen musste und dass man dafür zwei Güterzüge, je 1,6 Kilometer lang, benötigt haben würde.

Pessach war und ist das Fest der Befreiung aus der Knechtschaft eines Pharaos, der seine Sklaven nicht ziehen lassen will. Eine Situation, die sich in der Geschichte, und gewiss nicht nur der jüdischen Geschichte, stets wiederholt hat - Menschen und Staaten, die Druck auf ihre „Sklaven“ ausüben, um ihre Macht zu erhalten. Das Exodus-Ereignis war die erste „jüdische Revolution“. Denn was ist Revolution? Nach Hannah Arendt ist der Revolutionsbegriff „unlösbar der Vorstellung verhaftet, dass sich innerhalb der weltlichen Geschichte etwas ganz und gar Neues ereignet, dass eine neue Geschichte anhebt.“¹ Der Auszug aus Ägypten wird als Geburtsstunde des jüdischen Volkes gesehen. Die Revolte war erfolgreich, aber diese Pessach-Geschichte zeigt uns auch, dass Befreiung und Freiheit nicht dasselbe sind:

„Nur wer sich unter Freien bewegte, war frei. Und entscheidend für Herodots Gleichsetzung von Freiheit mit Herrschaftslosigkeit war die Erfahrung, dass der Herrscher selbst gerade nicht frei ist; indem er die Herrschaft über andere ausübt, beraubt er sich der

Gesellschaft von seinesgleichen, in der er hätte frei sein können. Herrschaft zerstört mit anderen Worten den politischen Raum, und das Resultat dieser Zerstörung ist die Vernichtung der Freiheit für Herrscher wie Beherrschte.“²

Aber Moment – Arendt zitiert hier ein Beispiel aus Griechenland. Passt das überhaupt zur jüdischen Geschichte und zu unseren Begriffen von Freiheit und Befreiung? „Sind wir Griechen? Sind wir Juden? Wir leben im Unterschied des Jüdischen und des Griechischen, der vielleicht die Einheit dessen ist, was wir Geschichte nennen.“³ Derrida wiederholt hier eine Frage, die bereits Heine ironisierte:

„Alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von heiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen.“⁴

„Jerusalem“ und „Athen“ sollten sich ergänzen und kein trennendes Entweder-Oder bilden.

Doch wie können Theokratie und Demokratie vereinigt werden? Pessach ist das Fest der Befreiung und vor allem der Erinnerung an diese Befreiung. Die Haggada erzählt in der Wir-Form den Auszug aus Ägypten. Pessach und die Haggada sind nicht nur Zeugnisse der jüdischen Volksgründung, sondern auch die zentralen Instrumente ihrer alljährlichen Erinnerung und stetig neuen Identitätsbildung mit allen Generationen.

Der Knechtschaft aus Ägypten werden die Tora und ihre Gebote und Verbote gegenüber gestellt - die Annahme des göttlichen Gesetzes oder die Unterwerfung unter die Macht aller Pharaonen: „Wenn dein Sohn dich fragt: Wozu alle diese Vorschriften, Regeln und Gebote?, sag ihm: Weil wir Sklaven waren in Ägypten.“⁵

Wirkliche „Pharaonen“ sollte es für die befreiten jüdischen Sklaven lange Zeit nicht mehr geben. Als schließlich mit der Zeit ihrer eigenen Könige erstmals die Monarchie Einzug hielt, waren deren bitteren Früchte am Ende die Zeit der Teilung des Landes und der Verlust der Eigenstaatlichkeit. Auch die zweite „jüdische Revolution“ unter den Makkabäern endete als „römisches Trauerspiel“. Erst fast 2.000 Jahre später sollte es wieder einen jüdischen Staat geben, der dieses Jahr 60 Jahre alt wird. Ob hier endlich ein wirklich demokratischer Raum der Freiheit geschaffen wurde, wird die Zeit erweisen – „Nächstes Jahr in Jerusalem“.

¹ Hannah Arendt, *Über Revolution*, München 1965, S.33

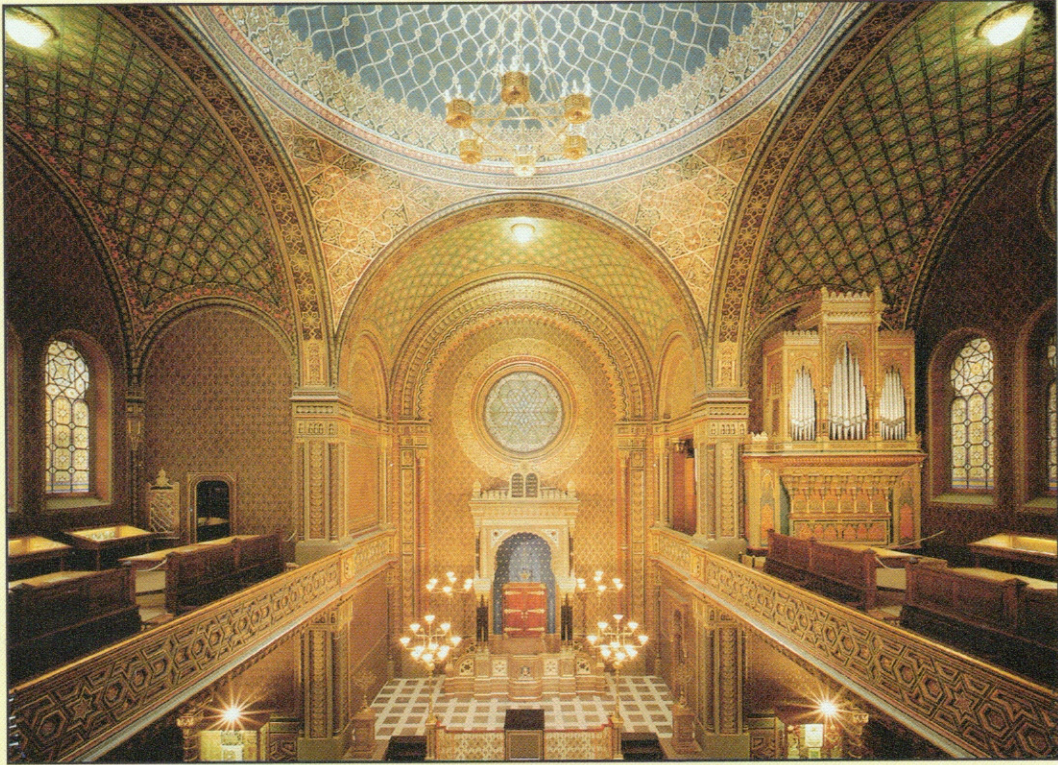
² Arendt, *Über Revolution*, S.36

³ Jacques Derrida, *L'écriture et la différence*, Paris 1967, S.227

⁴ Heinrich Heine, *Beiträge zur deutschen Ideologie*, Ludwig Börne, Erstes Buch, S. 260, Ullstein Verlag Frankfurt/M. 1971

⁵ Text der Pessach-Haggada ■

Die Spanische Synagoge in Prag



Innenansicht der Spanischen Synagoge Prag mit Orgel, Rekonstruktion 1998. Foto mit freundlicher Genehmigung: Jüdisches Museum in Prag.

